

Sächsische
Landesbibliothek
16. DEZ. 1991

Preis RM 1.—

Der Querschnitt

SEPTEMBER 1936



XVI. JAHRGANG / HEFT 9

VERF. E. F. V. GORDON

Sächsische

Z 8°

1291

Landesbibl.

Bücher, von denen man spricht . . .

Deutsche Einheit

Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Reich bis Königgrätz

von Heinrich Ritter von Srbik

Groß-Oktav. I. Band 460 Seiten, II. Band 428 Seiten

Jeder Band geheftet RM 13.50. In Leinen RM 16.—

„Als Leistung und als überzeugendes Bekenntnis zur deutschen Einheit stellen wir Srbiks Werk in die vorderste Reihe der heute an großen und schöpferischen Darstellungen wahrlich nicht reichen deutschen historischen Literatur.“ Deutsche Allgemeine Zeitung

Österreich in der deutschen Geschichte

Ein Vortragszyklus

von Heinrich Ritter von Srbik

Groß-Oktav. 80 Seiten. Steif geheftet RM 1.75. In Leinen RM 2.85

Dieser Zyklus von drei Gastvorträgen, die Srbik an der Berliner Universität über das obige Thema hielt, haben in der gesamten deutschen Presse einen ungeheuren Widerhall gefunden, sie sind eine meisterhafte Begründung und Vertiefung des gesamtdeutschen Denkens und der gesamtdeutschen Idee.

Auf Spuren der alten Reichsherrlichkeit

von Wilhelm Schäfer

200 Seiten mit 115 Bildern in Autotiefdruck. In feinem Leinenband RM 6.50

Wir erleben in diesem glänzend geschriebenen Buch des berühmten Autors deutsche Geschichte, wir lesen in ihren Spuren, durchwandeln Thingstätten, karolingische Pfalzen und das Maifeld, das Paradies alter Reichsherrlichkeit im Städtedreieck Worms—Mainz—Frankfurt a. M., und erleben die Romantik des deutschen Rheins. Von der Schwelle des Heiligen Reiches der Deutschen, an die uns großes Erleben führte, sollte sich kein wahrhaft Deutscher dieser erkenntnisreichen Rückschau in das „Heilige Römische Reich“ verschließen. — Von der Reichsjugendführung in das Jugendschriftenverzeichnis aufgenommen.

1000 Jahre altgriechischen Lebens

von Erich Bethe

172 Seiten mit 46 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. Steif geheftet mit Bildumschlag RM 4.80. In Leinen RM 5.80

Blutvolle Bilder altgriechischen Lebens in charakteristischen Epochen an seinen Hauptorten erstehen vor uns. In M y k e n e, der vorzeitlichen Wiege der Hellenen — in S p a r t a, das den stählernen griechischen Menschen schuf — in M i l e t, der Metropole griechischer Kolonisation und der Wiege griechischer Wissenschaft und Kunst — in A t h e n Hochzeit der griechischen Seele und kulturelle Blüte, und in A l e x a n d r i a die Kulmination griechischer Kultur und Expansion mit beginnender kosmopolitischer Überschneidung und schließlichem Niedergang.

„Dieses Werk gehört zu den 5 bis 6 schönsten Büchern des Jahres.“ (Presseurteil)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG F. BRUCKMANN A.G. MÜNCHEN

Wenn Ihnen dieses Heft gefällt

geben Sie uns bitte Adressen Ihrer Freunde und Bekannten auf, an die wir gern ein Probeheft kostenlos senden werden.

Wenn Sie uns ein Jahresabonnement vermitteln, senden wir Ihnen kostenlos und portofrei ein Unterhaltungsbuch im Werte von 4.60 RM.

HEINRICH JENNE VERLAG

An den Verlag „DER QUERSCHNITT“, Berlin-Steglitz

Ich empfehle, unter Bezugnahme auf mich, an folgende Adressen kostenlos Probenummern Ihrer Zeitschrift zu senden:

Name	Stand	Genauere Anschrift

Unterschrift:

9. 36.

Hiermit bestelle ich

durch die Buchhandlung:

ein Jahresabonnement (12 Hefte) der

Monatsschrift: „Der Querschnitt“

zum Preise von 10.— RM. (zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr)

Lieferungsbeginn ab Monat:

Das Abonnement läuft ohne Erneuerung weiter, falls vier Wochen vor Ablauf keine Abbestellung erfolgt.

Das Bezugsgeld zahle ich durch Überweisung auf das Postscheckkonto Berlin 152251 (Heinrich Jenne Verlag) — durch Nachnahme — gegen Quittung.

Unterschrift des Bestellers:

Name:

Wohnort:

Straße:

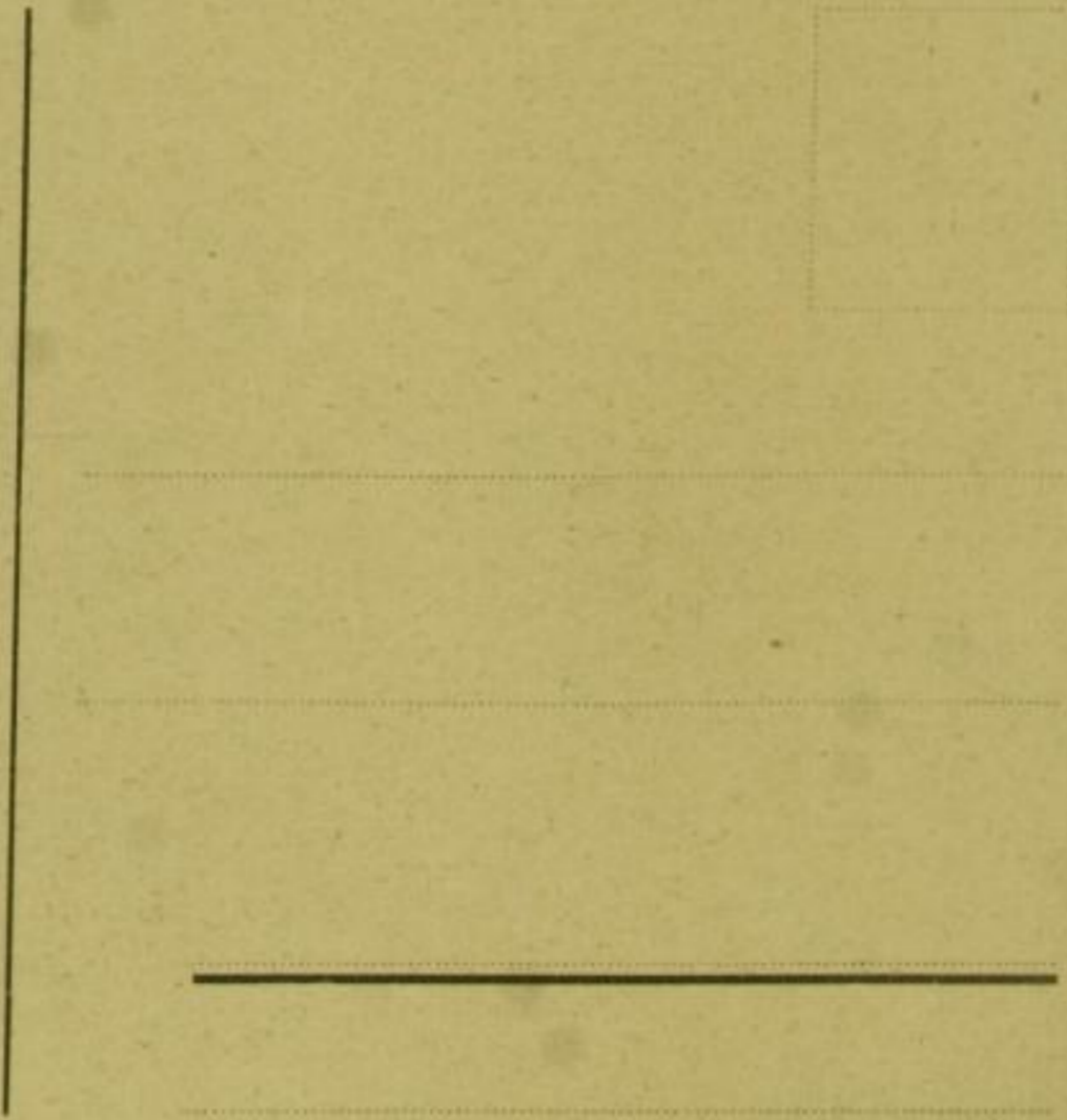
9. 36.

An den Verlag

DER QUERSCHNITT

Berlin-Steglitz

Althoffplatz 4



DER QUERSCHNITT

XVI. Jahrgang

Berlin, September 1936

Heft 9

INHALT

<i>Emile Haraszti</i> , Die Macht der Illusion	515
<i>Michael Fry</i> , Zauberkunst oder Politik?	519
<i>Johans Stieber</i> , Gastmähler wie sie jeder kennt	523
<i>Rudolf Großmann</i> , Der Magier Kubin	528
<i>Hans Bethge</i> , Vision auf Sylt	532
<i>Peter Scher</i> , Das Bleibende	534
<i>Carl Haensel</i> , Das Schaukelpferd von St. Michael	535
<i>David Devant</i> , Illusion und Desillusion	539
<i>Joseph Stolzing-Cerny</i> , Der Mutter Maulschellen	544
<i>Michael Sostschenko</i> , Kulkows Maulschellen	547
<i>Marcus Valerius Martial</i> , Drei Gedichte	550
<i>R. J. Dieffenbacher</i> , Amerikanisches College	552
Fremdwörterbuch	555

Marginalien:

Hans Kricheldorff, Theater ohne Illusion / *Peter Lufft*, Kunst und Leben ohne Illusion / *Fritz Neugaß*, Biennale und Triennale / *Rudolf Großmann*, Thomas Wolfe / *Anatole France* / Dorfgespräche / *Gretel Walter*, Heiratet man seinen Typ? / *Carl Lange*, Zoppoter Waldoper / *O. Brattskowen*, Vom Kunstmarkt / Bücherquerschnitt

Umschlagbild von Friedrich Winckler, Tannenberg

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1936 by Heinrich Jenne Verlag, Berlin

Herausgeber: E. F. v. Gordon

*Wenn Sie nach Berlin kommen,
verlangen Sie in Ihrem Hotel das*

BERLINER PROGRAMM

(BERLIN'S WEEKLY DOINGS)

Die Wochenschrift für den Fremden in Berlin

Kostenlose Verteilung in Hotels, Gaststätten, Reise- und Schiffahrtsbüros und sonstigen Auskunftsstellen

Das Berliner Programm enthält die vollständigen Programme d. Theater, Konzerte, Kinos, Vorträge, Führungen, Ausstellungen und Messen, Rennen und Sport, Besuchszeiten der Museen und Schlösser, Adressen der Gesandtschaften u. Konsulate u. a. m.

Probenummern kostenlos durch **Berliner Programm-Verlag**
Berlin W 35, Potsdamer Straße 28

Geschichte der Malerei

in ausgewählten Beispielen der bedeutendsten Gemälde

Das Gesamtwerk umfasst zwölf Bände im Format 22×31 cm
Jeder Band enthält 104 ganzseitige Kupfertiefdrucktafeln

Die einzelnen Bände sind in sich abgeschlossen und enthalten jeder einen Zeitabschnitt aus der Blütezeit der deutschen, italienischen, niederländischen, spanischen, französischen und englischen Malerei

Jeder Band ist einzeln käuflich
in Leinen RM. 12,50, in Halbleder RM. 16,50

Bisher erschienen:

Deutsch, Deutsche Malerei des 16. Jahrhunderts / Troche, Italienische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts / Goering, Italienische Malerei des 16. Jahrhunderts / Goering, Italienische Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts / Troche, Niederländische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts

Bis Juni 1936 erscheinen:

Deutsch, Deutsche Malerei d. 15. Jahrh. / Grosse, Niederländ. Malerei d. 17. Jahrh.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Kurt Wolff Verlag · Berlin



Walter Klemm

DIE MACHT DER ILLUSIONEN

Von

EMILE HARASZTI

Der geistvolle Verfasser ist Franzose und kennzeichnet das Zeitalter der Demokratie als das Zeitalter der Illusionen, die zur politischen Verwirrung führen müssen.

Seit dem Kriege besteht unser Leben aus einer Jagd nach Illusionen. Nachdem der furchtbare Massenmord beendet war, mußte man ihn vor den Völkern begründen. Man hat zu einer falschen Begründung Zuflucht genommen, nämlich zu Illusionen und Lügen. Die gefährlichste dieser Illusionen war der Versuch, die Völker glauben zu machen, man könne Europa in zwei verschiedene Lager aufteilen: Sieger und Besiegte. Heute leiden *alle* Völker daran, selbst die „Sieger“. Um die Erregung der Geister zu besänftigen, hat man Betäubungsmittel nötig. So kam man dazu, ihnen das Trugbild der Illusionen zu entwerfen.

Woher stammt dieses Heimweh der menschlichen Seele nach Illusionen? Es ist das natürlichste Bedürfnis der in dem großen Zusammenbruch gequälten Seele. Es gibt heute ein Mittel, das weitgehend zur Entwicklung des Wunsches nach Illusionen beiträgt: Das Kino, der große Wohltäter und zugleich der große Übeltäter der Menschheit. Die Völker wollen um jeden Preis eine glückliche Entknotung ihres Schicksals. Sie wollen unbedingt das „Happy end“, sie wollen Schauspieler, Stars...

Es ist kindlich, mit welcher Hartnäckigkeit wir oft darauf bestehen, unsere Illusionen zu behalten. Augenscheinlich ist die Illusion die bequemste Formel der modernen Zeit. Der Mensch des 20sten Jahrhunderts lebt ohne Sentimentalität vernünftig, man möchte sogar sagen als Rationalist. Er ist sehr mutig, bestreitet Sportrekorde, und es existiert für ihn nichts, als Tatsachen und Wirklichkeit. Er weiß sehr wohl, daß die Illusionen

unwirklich sind, Hirngespinnste, Utopien, aber er weiß auch, daß er das Opfer ihres Betruges wird. Man fragt sich, wieweit dieser Betrug der Menschen führt? Und doch folgt der Mensch dem verrückten Rennen nach den Illusionen. Vor allem auf politischem Gebiet.

Der Durchschnittsmensch will der Wirklichkeit, den wirklichen Forderungen, den grausamen Wahrheiten des Lebens nicht in die Augen sehen. Er will sie von sich abhalten, sie solange als möglich hinausschieben. Die Wahrheit zu kennen würde das Ende der Illusionen bedeuten, ohne die das Leben unerträglich sein würde. Wir wollen nur Illusionen, und so haben wir auch nur Illusionen... Das ist es, weshalb sich unser Leben zum Tragischen wendet.

Alle unsere Gesellschaftsklassen haben nur den einen Wunsch: in die in tausend Farben schillernden Segel der Illusionen zu tauchen und sich darin einzuhüllen. Unter denen, die am begierigsten nach Illusionen aus sind, nimmt der kleine Bürger den ersten Platz ein. Unverbesserlicher ewiger Träumer, eingezwängt in eine unglaubliche Geistesenge, ist er die Quelle aller Revolutionen. Wenn er seine Illusionen verwirklichen will, kennt er keine Hindernisse. Es ist kein Zufall, daß unter der Regierung Louis Philipps in Frankreich die Romantik in vollem Glanze stand. Das durch die napoleonischen Kriege verarmte Europa hing dem Ideal der Freiheit nach. Der Bürger regierte. Um das Elend, die Mißhelligkeiten und die kleinen Kämpfe zu vergessen, nahm er Zuflucht in die Welt seiner Illusionen. Was sind die Romantiker? Illusionisten, die es erreicht haben, die Seele des Bürgers ins Schwingen zu bringen, so daß sie sich danach sehnt, sich in fremde Regionen zu stürzen. Der Mystizismus Chateaubriands, die Rhetorik Victor Hugos, das Kolorit Delacroix', die Programm-Musik Berlioz', das Gemeindehaus Fouriers*) sind nur mehr oder minder unbestimmte Illusionen. Die Revolution von 1848 kennzeichnet die Grenze der Illusionen zweier Jahrzehnte. Das Volk der konstitutionellen Monarchie sah keine Illusionen mehr mit seinen lange geblendeten Augen...

Das Volk mit unwirklichen und nicht zu verwirklichenden Illusionen zu verführen, ist Demagogie. Seit der großen Revolution plagt uns eine einzige Illusion: die der persönlichen Freiheit. Man versteht unter dem Wort „Freiheit“ den Auswuchs des Individualismus und des Egoismus, als die Massen es sich in den Kopf setzten, einzig und allein ihren Illusionen nachzugehen. Es ist unnötig zu sagen, daß der Weg falsch war. Er führte zum Zusammenbruch der Illusionen. Die politischen Utopien kennzeichnen den Zusammenbruch der menschlichen Intelligenz. Leben wir nicht in einer Epoche, in der alle so modernen und den Träumern vom Parlamentarismus bis zum Radikalsozialismus so kostbaren „ismen“ sich in einer Sackgasse ohne Ausweg befinden? Einer der glänzendsten Geister aller Zeiten, Montesquieu, hat keine Gelegenheit verfehlt, zu unterstreichen, daß die

*) Franz. Soziologe d. 18. Jahrhunderts, der hierfür ein besonderes System entwarf (Anm. d. Übers.).

Autorität des Volkes, seine Gesetze, ihm selbst zu Hirngespinsten würden.

Aber der kleine großsüchtige Bürger will davon nichts wissen. Er denkt nicht nach, er denkt nur an seine Illusionen. Für seine Hirngespinnste ist er bereit, alles zu opfern: sein Vermögen, seine Familie, sein Leben. Ist es nicht sehr eigenartig, daß ein so vernünftiger Bürger wie der Durchschnittsfranzose sich in seinen Illusionen am besten gefällt? Er macht sich nicht nur Illusionen über die äußere Welt, er macht sich auch



Seifenblasen

Hans Sauerbruch

Illusionen über sich selbst, vor allem über seine Intelligenz. Er fühlt sich wohl in den Illusionen, die ihn berauschen. Die politische Illusion ist die Trunkenheit des kleinen Bürgers, wenn er sich einbildet, eine sehr wichtige Persönlichkeit zu sein, ein großer Herr, vielleicht ein Diktator...

Sonntags fährt man aufs Land. Alle kleinen Bürger, alle Hauswarte steigen in ihr auf Teilzahlung gekauftes Auto. Auf der Landstraße: Hundertzwanzig Kilometer die Stunde! Wenn man seinen Wagen in schwindelerregender Geschwindigkeit fährt, glaubt man sich im Königreich der Illusionen angelangt, selbst wenn man Republikaner ist. Gleichgültig, daß in jeder Woche die Zahl der Opfer wächst. Es gibt nur ein Vergnügen: die Geschwindigkeit. Man wiegt sich in der Illusion, sich nichts aus der Welt zu machen. So bewegt sich der Durchschnittswähler auf der Straße der Doktrinen, von denen er nichts versteht, in keuchender Fahrt... auf die unvermeidliche Katastrophe zu.

Alle falschen Illusionen rühren von dem allgemeinen Wahlrecht her, das jeden letzten Dummkopf glauben macht, er habe das unbedingte Recht, sich in die Führung der Geschäfte seines Landes einzumischen. In einem demokratischen Staat will *jeder regieren und niemand gehorchen*. Die beiden schädlichsten Illusionen: Demokratie und Demagogie sind Zwillingsschwestern. Und trotzdem: Nicht auf den großen politischen Treffen, auf denen die Massen beschwätzt werden, bringen wir unsere größten

Lügen, man sollte meinen unsere größten Illusionen an den Mann, die die Intelligenz vergiften. Jedermann kennt nur zu gut den Schatz bombastischer Worte der Demagogen, und er ist sich darüber im klaren. Man weiß, daß hinter diesen schwülstigen Sätzen nichts steckt. Aber bei dem Meinungs-austausch im freundschaftlichen Zusammenkommen kann man am besten sehen, wieweit die Einsicht vernünftiger Menschen getrübt ist. Brave Bürger, kleine Besitzer und Rentner streiten sich während langer Stunden untereinander, welcher von ihnen der eifrigste Sozialist ist, während im Grunde alle nur Patrioten sind...

Seien wir ehrlich: die wahren Illusionen bilden den transzendentalen und metaphysischen Teil unserer Existenz. Aber man darf nicht die erhabenen Illusionen mit den niedrigen, wie den politischen Utopien, verwechseln. Es ist klar, daß unser ganzes Leben nur eine illusionistische Relativität (Beziehung) ist, bei der sogar sehr oft die Realitäten nur Illusionen sind. Die Erscheinungen trügen; man sieht sehr oft, daß unsere Wahrheiten, die man für unerschütterlich hielt, nichts als Illusionen sind. Aber die Illusionen wandeln die Wirklichkeit niemals um. Die Illusionen sind nichts als eine optische Täuschung, auf die eine fürchterliche Reaktion folgt: die Desillusion.



Walter Klemm



Verjüngungsofen

Sammlung Handke

Illusionistischer Stich aus dem 16. Jahrhundert

ZAUBERKUNST ODER POLITIK?

Von

MICHAEL FRY

Zuerst mag hier eine Definition ihren Platz haben — obgleich die meisten Definitionen keinem sonderlich brauchbaren Zweck dienen. Besonders dann nicht, wenn die Sache selbst eine Illusion ist.

Ein Zauberkünstler ist ein Mann, der die Versicherung abgibt, daß der Hut leer ist, und dann kommt zum Erstaunen des Publikums ein richtiges Kaninchen heraus. In ähnlicher Weise ist der moderne Politiker ein Mann, der mit großer Beredsamkeit erklärt, daß er nichts in der Faust habe, dann aber in aller Ruhe daraus eine ungeheure Menge von Rüstungen hervorzaubert. Das setzt dann das Publikum ebenfalls in Erstaunen.

In der heutigen politischen Welt, wo die Werte ebenso schnell wie die französischen Regierungen wechseln, ist es beinahe unmöglich zu sagen, wo die Grenze zwischen Illusion und Wirklichkeit liegt. Politische Versicherungen sind so unsicher wie Dampfvolken — und auf der anderen Seite ebenso kräftig, wenn sie unter Druck gesetzt werden. Das zeigt ein Beispiel, das in der öffentlichen Erinnerung noch nicht so sehr alt ist.

Im Juni 1914 sagte der englische Außenminister Sir Edward Grey dem deutschen Botschafter Lichnowsky, daß England, Frankreich und Rußland in den letzten Jahren so „freundschaftlich“ miteinander geworden seien, daß sie schon „beinahe Verbündete“ seien. Aber er bestritt heftig das Bestehen eines militärischen Abkommens mit Rußland und Frankreich. Die späteren Ereignisse ließen den Verdacht aufsteigen, daß Sir Edward an einer bemerkenswerten Illusion gelitten haben muß. Die Öffentlichkeit las seine Worte — und zog einen Monat später in den Krieg.

Im Februar dieses Jahres brachte die Londoner *Times* die Nachricht, daß Marschall Tuhashevsky, der Generalinspekteur der russischen Armee, auf seinem Wege von London nach Paris angekommen sei und mit den Mitgliedern des französischen Stabes einige technische, jedoch inoffizielle Besprechungen gehabt habe. „Es heißt,“ fügte die *Times* hinzu, „daß die Besprechungen nur einen allgemeinen Charakter trugen und keine praktische Bedeutung hatten.“ Die „praktische Bedeutung“ erschien in diesem Falle kurz darauf in Gestalt eines französisch-russischen Bündnisses und in einem bemerkenswerten Gegensatz zwischen England und Rußland.

Ich erwähne diese beiden Beispiele nicht, um eine Parallele zu ziehen (denn ich denke an gar keine Parallele), sondern mehr, um den seltsamen Gegensatz zwischen den öffentlichen Reden der Staatsmänner zu zeigen und ihren wirklichen und sorgfältig überlegten Beweggründen. Der Hut, aus dem das Kaninchen möglicherweise herauskommen konnte, bleibt während der ganzen Zeit augenscheinlich leer.

Mit wieviel anderen solchen Illusionen haben wir aber auf dem Gebiet der modernen Politik sonst noch zu rechnen? Sollte es etwa beispielsweise möglich sein, daß der Gedanke der Abrüstung und der kollektiven Sicherheit gar nicht so konkret ist, wie man es die Öffentlichkeit glauben macht?

Wenn man nach den öffentlichen Äußerungen englischer Staatsmänner urteilen sollte, so hat England alle seine Kräfte eingesetzt, um es zu einer Abrüstung zu bringen. Je erfolgloser die Bemühungen jetzt aber wurden, desto größer wurde die wirtschaftliche Konjunktur in England. Das ist eine bemerkenswerte Paradoxie der Zivilisation unserer Tage. Die Politiker sprechen in großen Tönen von einem internationalen Frieden in bestimmter Zukunft — während die Rüstungen eine angenehme wirtschaftliche Stabilisierung in der unmittelbaren Gegenwart hervorrufen.

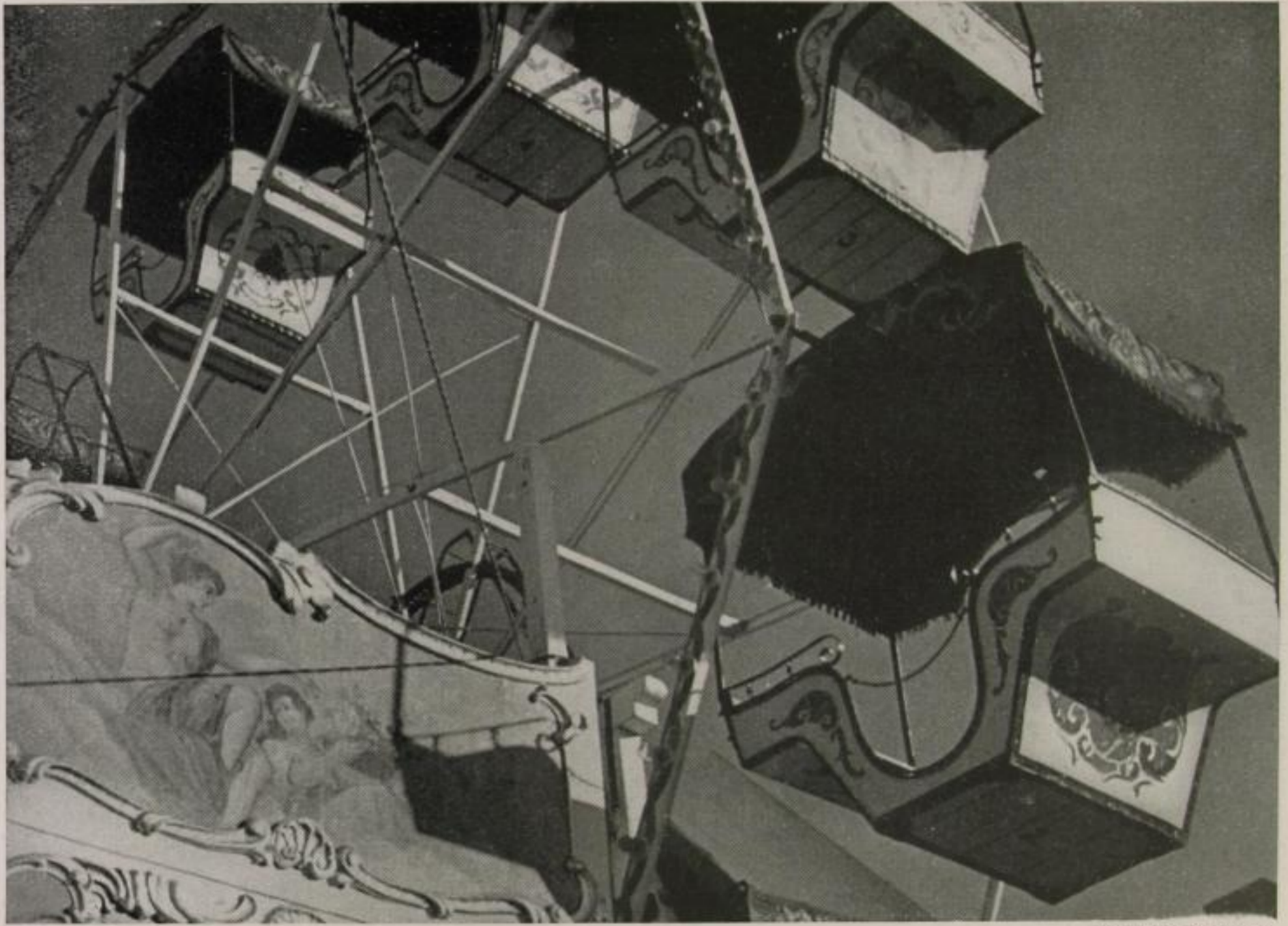
In bezug auf den internationalen Frieden erfand Sir Samuel Hoare kürzlich eine andere Illusion, die in unserer Zeit gebräuchlich ist. Er schrieb: „England und das Britische Weltreich, in dem Grade unverletzlich, den wir zu garantieren vermögen, zum Frieden entschlossen und völlig gerüstet (d. h. in politischer Sprache: bis an die Zähne bewaffnet), um seine Verpflichtungen für den Frieden (d. h. Pakte und Geheimabkommen) zu erfüllen, wird nicht nur den Geist der Unruhe beseitigen, sondern wird auch daran arbeiten, auf dem festen Boden der Wirklichkeit ein kollektives Sicherheitssystem für die Welt zu errichten.“

Das ist sehr schön gesagt und sicherlich nicht ungewohnt für den moder-



„Wir fliegen“

Fot. Rudolf Beyer



Fot. Rolf Tietgens

Luftschaukel



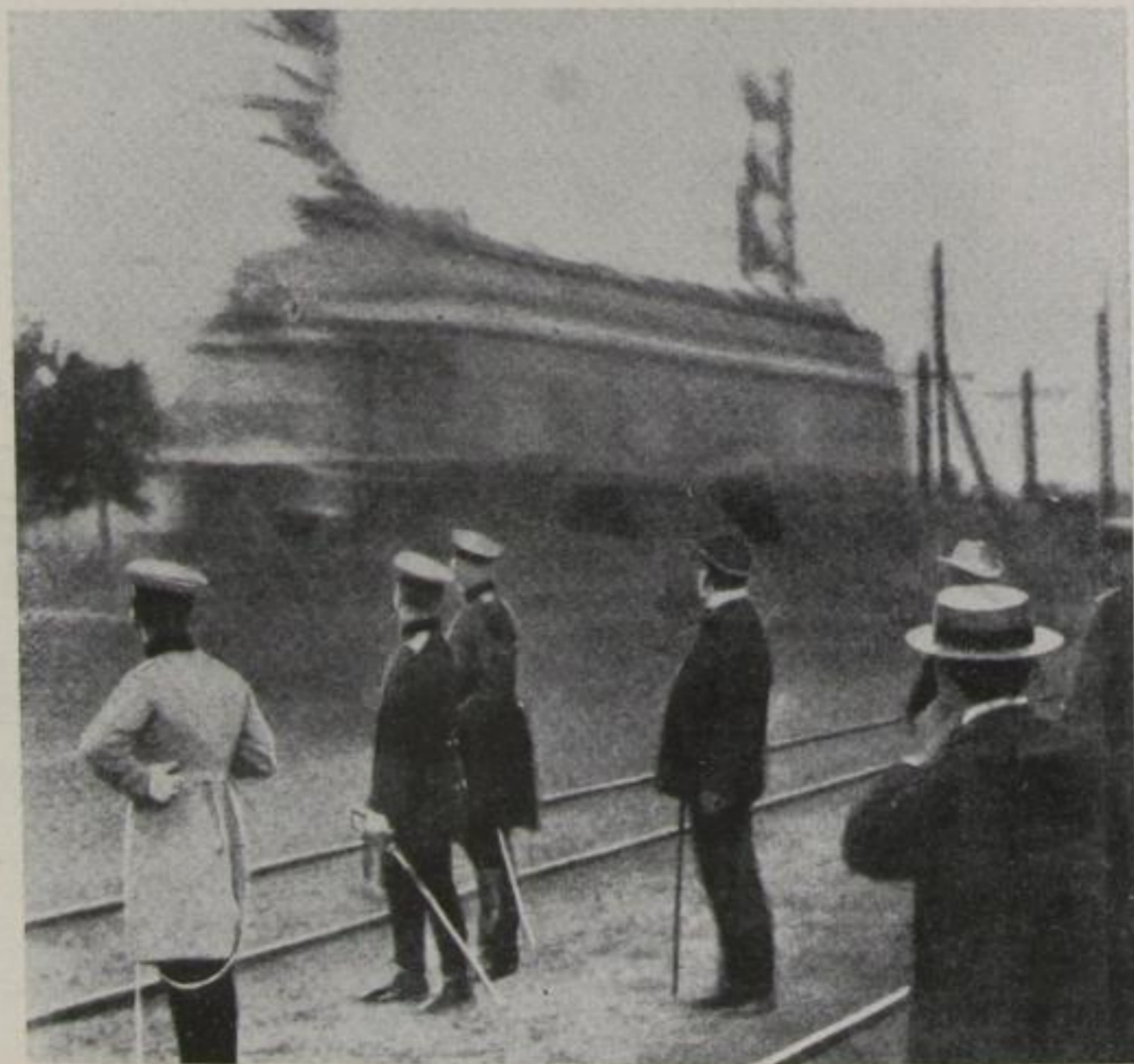
Fot. Walter Berke

Das verhängte Karussell



Fot. Ziegler, Elbing

Reichsautobahn München—Rosenheim
Nicht mit dem Stativ, sondern bei 120 km Geschwindigkeit aus einem überholenden
Wagen aufgenommen.



Sammlung Walter Schneider

Der erste Schienenzepf 1903 (Zossen—Wünsdorf)



Autobahn München—Rosenheim

Fot. Ziegler, Elbing



Weserlandschaft an der Porta Westfalica

Fot. Hoppé - Mauritius

nen Zeitungsleser. Den gleichen Absatz könnte man aber auch übertragen: „Italien und ein italienisches Imperium...“ — oder ebensogut: „Japan und ein japanisches Imperium...“ usw. Sir Samuel Hoares Formeln führen das ganze Problem der europäischen Sicherheit zu einem unveränderten Individualismus zurück.

Die größte Illusion des modernen Europa ist die, daß kollektive Sicherheiten durch individuelle Rüstungen zu erreichen seien.

Deutschland, Rußland und Japan sind die einzigen Nationen, die die politische Verlogenheit über Bord geworfen haben und offen erklären, daß ihre Rüstungen zu ihrer eigenen Verteidigung da seien und nichts mit dem „heiligen Frieden von Europa“, „der Sicherheit der Zivilisation“ oder anderer im Schwung befindlicher politischer Phrasen zu tun haben.

Im Jahre 1914 zogen die Männer in den Krieg, „um die Welt sicher zu machen für die Demokratie“, und 10 Millionen starben im Krieg, „um den Krieg zu beenden“. Die gleiche Illusion wird heute vor der Welt in einer nur minimal veränderten Tracht aufgebaut — ebenso wie der hypermoderne Zauberkünstler sehr oft die altmodischen Kaninchen durch eine glänzend verchromte Cocktailflasche ersetzt.

Noch eine andere große Illusion des 20. Jahrhunderts können wir erkennen: Der allgemeine Glaube, daß die Politik und Wirtschaft zwei verschiedene Dinge seien.

Das erste Beispiel, das mir gerade einfällt, ist die mit Überzeugung abgegebene Versicherung des japanischen Generals Araki, daß es „Japans historische Mission ist, Asien vor der Invasion des weißen Mannes zu retten“. Derartige Schlagworte und Aufrufe sind mehr dazu angetan, ein klar durchdachtes Programm vom wirtschaftlichen Imperialismus in den Augen der Öffentlichkeit zu verbergen.

Hören wir, was die Königin Viktoria in ihrer Kriegserklärung an Rußland im Jahre 1854 schrieb: „Ihre Majestät... in Rücksicht auf einen Bundesgenossen (Türkei) und beseelt von dem Wunsch, von ihren Kolonien unangenehme Verwicklungen fernzuhalten und Europa von der Vorherrschaft einer Macht zu befreien, die den Glauben an die Verträge verletzt und sich in Widerspruch zu der Meinung der zivilisierten Welt gesetzt hat... usw. usw.“

Wir wissen selbstverständlich, daß der wahre Grund für die Beteiligung Englands am Krimkrieg die immer offene Frage war (die natürlicherweise auch heute noch nicht begraben ist), nämlich die Dardanellen für den englischen Handel mit dem Osten offenzuhalten.

Sir Samuel Hoare schlug im September des vergangenen Jahres eine gemeinsame Beratung über die Frage vor, wie man den „unbefriedigten Mächten“ Zugang zu den Rohstoffen und den Märkten der übrigen Welt verschaffen könnte. Er hatte keinen Erfolg. Sein Vorschlag blieb unbeachtet und die Anregung verpuffte wie manche andere Illusion auch. Und dennoch bleibt das Problem immer noch bestehen, und seine Bedeutung bekommt man bei jeder wichtigen politischen Maßnahme auch heute noch zu spüren.

Politik und Wirtschaft — wo ist da die Grenze? Was ist der Unterschied zwischen den gewandten Reden europäischer Staatsmänner (wenn man sie wörtlich nimmt) und der konkreten „Realpolitik“, die dahinter steht? Wieweit sind die ausgedehnten Reisen Mr. Edens Reisen eines Staatsmannes und wieweit solche eines Handlungsreisenden?

Die Öffentlichkeit ist inzwischen so oft von hochklingenden Phrasen überschüttet und so sehr daran gewöhnt worden, bedeutungslose Formeln zu glauben, daß sie allmählich unfähig wurde, zwischen Wirklichkeit und Unsinn zu unterscheiden. Eine moderne Regierung kann von Weltfrieden sprechen und in gleicher Minute ihren Rüstungsetat um eine Billion Pfund vermehren, ohne daß irgend jemand etwas Seltsames dabei findet. Vielleicht kann das alles Gutes wirken. Ein Dichter schrieb im vergangenen Jahrhundert: „Träumt nur weiter! Es ist doch nichts wahr als allein die Illusion.“

Die Weltmeinung der zivilisierten Völker hat inzwischen weiter ihr Vergnügen daran, sich von Zauberkünstlern in den Varietés und von den Staatsmännern in den Wandelgängen von Genf Zauberkunststücke vormachen zu lassen. Im ersten Falle zahlt es für die gebotene Illusion ein paar Schilling, im zweiten mit ein paar Millionen Toten. Das ist der einzige Unterschied.

WARNUNG

Ich las mal in einer Grammatik geschrieben:
„Ich liebe“ — Darüber stand „Präsens von Lieben“.
„Du liebst, er, wir und sie lieben“, ging's weiter.
Das Präsens war froh drum und lächelte heiter.
Doch unter ihm habe ich plötzlich entdeckt,
Stand dick noch gedruckt das — Imperfekt,
Zu dem Präsens sah's auf mit 'nem Blick 'nem betrübten:
„Ich liebte, du liebtest, er, wir und sie liebten.“
Da sprach ich zum Imperfektum, dem alten:
„Du hast wohl das Präsens nicht ausgehalten?“
Drauf klagt es: „Ich gab einst mit fröhlichem Sinn
In der Jugend dem Präsens sehr heftig mich hin,
Doch es dauerte gar nicht so lange Zeit,
Da saß ich da mit der — Vergangenheit.“
Das sprach es so laut, daß die anderen Zeiten
Das hörten auf der Grammatik Seiten,
Sie schwiegen, 'ne einzige lachte nur,
Das war doch das naseweise Futur:
„Was das Imperfekt sagt, ist doch bloß übertrieben,
Ich bin das Futurum, ich werde lieben!“
Da sprach das Imperfekt zum Futurum:
„Halt's Maul, und mache mal erst dein Maturum!“

Dr. A.



Kaffeestündchen

W. Helwig

GASTMÄHLER WIE SIE JEDER KENNT

Von

JOHANS STIEBER

Einladungen sind heimliche Raubtiere aus dem Hinterhalt! Man hat keine Ahnung, lebt völlig arglos seinen Tag, fühlt sich vielleicht gerade restlos glücklich — da überfallen sie den wehrlos Überraschten. Ein kurzer, aber aussichtsloser Kampf, und schon ist man — eingeladen. —

Im Treppenhaus begegnet man einem fremden Menschen, der möglicherweise, ja sogar ziemlich sicher, demselben Ziele zustrebt. Von Stufe zu Stufe überlegt man sich einen Gesprächsanfang, um nach dem Klingeln eine verlegen durchlächelte Viertelminute durchzumachen, an die man noch lange denken wird.

Nun betritt man einen Salon voller süß lächelnder Menschen, denen man süß lächelnd die Hand reicht, so daß man flüchtig die Vision einer Bonbonfabrik hat. Zeitweilig sieht es direkt aus, als sei der Paradiesestraum einer in Liebe geeinten Menschheit bereits grinsend realisiert!

Nun setzt man sich hin und weiß nicht, was man reden soll. Denn in dieser Situation, wo alle dreißig Sekunden neue Gäste begrüßt werden und alles auf das Essen wartet, hat das Gespräch einen nervösen, fieberhaft flatternden Charakter — es ist ein kaltgewordener Motor, der zwanzigmal angelassen wird und doch nicht fortrattert. Vom Wetter kann man nicht sprechen, da das Nichtsprechenkönnen bedeutet. Danken wir Gott, daß wir das Kino haben: „Haben Sie schon Tatamtata in Terumtumtum gesehen? . . .,“ und der seelische Kontakt ist geschlossen. In ganz verzweifelten Fällen aber empfiehlt es sich, einen beliebigen Gegenstand auf dem Tisch zu ergreifen und zu sagen: „Ach, wie schön . . . von wo haben Sie

das?“ Lautet die Antwort, der Wahrheit gemäß: „Aus dem 50-Pfennig-Bazar,“ so kannst du immer noch sagen: „Nein, wie komisch, und ich habe neulich in San Gimignano etwas ganz Ähnliches gesehen!“ und so, via Italia, ganze Konversationslexika entfesseln.

Welches indessen seitens der Hausfrau nicht sehr ungezwungen manipuliert wird. Denn die Hausfrau hat viele Stunden mit der Zubereitung einer Maschinerie verbracht, die jetzt, von alleine funktionierend, die Tür auf tun und ihr weißbeschürzt „alles ist fertig“ ins Ohr flüstern muß. Arme Hausfrau! Ihr Körper macht Konversation, aber ihre Seele ist in der Küche. Die Situation hat etwas Rührendes. *Nie* ist die Hausfrau so sehr verbunden mit dem Dienstmädchen in Angst und Stolz aller Weiblichkeit wie jetzt: denn es geht um die Idee des Heimes, weil alles Heimliche denn einmal offenbar werden muß. Was wissen Männer davon! Und das spüren die weiblichen Besucherinnen und fallen daher über ihre eigenen mitgebrachten Männer her. Zwar scherzhaft, aber doch. Sie sehen einen guten Ton darin, ihren Gatten lächelnd zu tadeln, etwa: „Na ja, bei *dir* weiß man ja, was das bedeutet . . .“ oder „Wissen Sie, mein Mann ist so schrecklich faul . . .“ und ähnliches. Vielleicht wollen sie die Hausfrau mit Sympathiebeweisen einlullen, weil sie ja nachher doch die unerbittlichsten Kritiker sein werden! Jedenfalls feiert gerade zu Anfang eines Besuches der sogenannte frische Hausfrauenhumor seine Orgien, wobei die Männer bisweilen sogar scherzhaft am Ohr gezupft werden.

„Darf ich bitten.“

Bei „Darf ich bitten“ stehen alle geschwind auf, haben aber eine merkwürdige Scheu vor der Tür, vor welcher die Männer erbitterte Kämpfe um den Nachtritt ausfechten. Je zwei Herren bewerfen einander unter Verbeugungen mit „Bitte nach Ihnen“ und „Sie sind der Ältere“. Darauf knallen sie in der Tür zusammen und machen sich ganz dünn und zwängen sich kichernd aneinander vorbei.

Im Speisezimmer wandert alles rund um den Tisch, beugt sich kurzzeitig auf die Gläser und fischt Zettel heraus, auf denen einzelne Namen stehen. Ein Lotteriespiel, durch das man ungefähr herausbekommt, was die Gastgeber von einem denken. Denn sie haben einem eine Mahlzeit-Gattin, ein Speise-Gespons, vorher sorgfältig ausgesucht — ein Wesen, das man nie vorher gesehen hat, auch nie nachher sehen will, und dem man jetzt Soße und Aphorismen reichen muß.

Nun kommt das Essen, und da kann man sehen, wie sehr der Gast eigentlich in der Gewalt der Gastgeber ist. Deine Freiheit ist zu Suppe geworden. „Aber Sie haben ja gar nichts von der Mayonnaise genommen!“ — das klingt manchmal wie ein Verzweiflungsschrei, mit dem die Hausfrau den Lohn für ihr stundenlanges Mühen in der Küche einfordert. Manchmal wird aus dem Nötigen geradezu ein Winseln: „Mir zuliebe, noch ein Stückchen!“ Darum nehme man sich ein Beispiel an den Quäkern. Der Quäker bietet nur einmal an, und wenn der Gast aus falscher Bescheidenheit abgelehnt hat, so

mag er sehen, wie er satt wird. „My friend,“ sagt der Quäker ernst, „thou shouldst not lie!“

Aber jetzt ist es höchste Zeit, sich der Partnerin zu widmen und ihr einzuschenken, wobei die Dame immer eine abwehrende Bewegung auf das Glas zu macht, bis es ganz voll ist. Am besten ist es, wenn man sich die Geistesblitze vorher zu Hause fertigfabriziert, nach den drei Schemas:

1. Das Leben ist . . .
2. Der ganze Unterschied zwischen . . .
3. Man kann die Menschen einteilen in . . .

wobei das Punktierete beliebig auszufüllen ist.



Hänsel und Gretel mit ihren Eltern Nils Stenbock

Nach einigen Gläsern hat sich die Galanterie des Partners wesentlich gesteigert. Anfangs flogen noch jene Engel durchs Zimmer, bei denen ich mir immer vorstelle, daß sie durch die Nase gähnen können. Der Vorgang ist stets der gleiche: ein Nichts entfesselt die Stille — alle anderen hören auf zu reden, denn sie denken, es sei etwas passiert —, dadurch wird die Stille so majestätisch, daß keiner das Wort finden kann, das bedeutend genug wäre, sie zu sprengen — bis schließlich die Anspannung ins Unerträgliche wächst — und plötzlich alle zugleich zu reden anfangen: was natürlich das Allerpeinlichste ist. Dagegen hat sich spätestens nach dem Braten die Menschheit in zwei deutlich unterscheidbare Gruppen geteilt, nämlich die wispernde, tuschelnde, kichernde, kreischende, wiehernde, die sich über die anderen mokiert, — und die übrigen, die ärgerlich sind, daß sie nicht dazugehören. Denn es gibt in jeder Gesellschaft Menschen, die dich bedeutsam in eine Ecke lotsen, um die Urzelle einer Clique zu bilden. Sie gehen in eine Gesellschaft nur, um sich von ihr abzusondern.

Nach dem Essen stehen alle satt mit Kaffeetäßchen im Salon herum und unterhalten sich plötzlich über die tiefsten abstraktesten Gegenstände. Woher das kommt, weiß ich nicht; vielleicht braucht man die ätherischen Themen als Luftballons für die vollgeladene Gondel. Wer Interesse für Bilder rein animalischen Genusses hat, wird besonders das Zigarettenanzünden fasziniert verfolgen: dieses Aufklopfen, dieses In-die-Lippen-Stecken,

dieses Anrauchen vollzieht sich mit einem Gesichtsausdruck, wie ihn nur Jack the Ripper in seinen besten Momenten gehabt hat!

Nunmehr wird es mit dem Abend ernst — sein Schicksal beginnt sich zu entscheiden. Manchmal freilich wird noch die Kindereinlage eingeschoben: sie werden hereingeführt zum Gutenachtsagen. Mehrere Damen knien gleich um sie herum und zeigen, wie sie zärtlich sein können (als Kind wischte man sich die Küsse nachher immer ab), während vollsinnige Herren sich in irgendeiner nichtvorhandenen Kindersprache produzieren, wo Worte wie „Bumbum, Awa-Awa, Onkel, Tante...“ die Herablassung zur Unschuld zeigen. Die Kinder sind von der Verlogenheit des Vorganges meist ganz benommen, und nur *eine* ehrliche 6jährige Engländerin habe ich erlebt, die die Gäste einfach anspuckte, aufstampfte und wegging.

Jedenfalls beginnt jetzt die „Unterhaltung“. Manchmal lassen sich reiche Leute einfach zur Unterhaltung einen „Künstler“ kommen, wobei man niemals weiß, *ob* er gegessen hat und *wo* er gegessen hat! Eine ehrliche Bankrott-Erklärung jedenfalls, gegen die nichts einzuwenden ist. Schlimmer ist es schon, wenn die Gastgeberin hausgemachte Gedichte rezitiert.

Jetzt beginnen sich allmählich die Umrisse des Löwen abzuzeichnen. Denn jede Gesellschaft hat ihren Löwen, der herumgereicht wird. Heutzutage ist das meist ein Astrologe, ein Prominenter, ein Rhinzerosjäger oder sonst ein großes Tier. Früher, z. B. im alten Rußland, war keine Gesellschaft ohne General denkbar, so daß die Stadtküche bei der Bestellung direkt anfragte: „Wird der General von uns oder von Ihnen gestellt?“ Weshalb sie auch Konditor-Generale genannt wurden. Jetzt auch muß sich der Gast definitiv entscheiden, ob er sich aufs Prahlen oder Schmeicheln verlegen will. Prahlen kann man natürlich auf tausenderlei verschiedene Art, z. B. mit Reisen, Beziehungen, Vermögen, Draufgängertum und Sensibilität. Die Methoden des Schmeichelns haben sich in den letzten Jahrtausenden unendlich verfeinert: Du darfst dem Manne nicht einfach zustimmen, sondern mußt Einwände machen, um dich dann Schritt für Schritt überzeugen zu lassen. Man glaubt gar nicht, wie dankbar die Menschen sind, wenn man sich von ihnen überzeugen läßt! Frauen fragt man, scheinbar zufällig, wie ihr Vorname sei? Darauf zuckt man zusammen und spricht den ermittelten Namen weltverloren, zaghaft und glühend aus. Das wirkt immer, besonders bei solchen, die nicht hübsch, sondern „innerlich ein feiner Mensch“ sind.

Nun aber gilt es für die Dame des Hauses, *das* Thema in die Debatte zu werfen, das die ganze Gesellschaft zu einer Einheit schließt. Und hier will ich ein kleines Mittelchen verraten: Man frage kurz und gut „*Ob es Gespenster gibt oder nicht?*“ Mit einer Stimme, als ob man mehr von der Sache wüßte... Denn sowie das Wort „Gespenster“ fällt, ist das indifferente Menschendutzend sogleich zu einer dramatischen Gruppe gespannt, mit Staatsanwalt, Zeugen und Verteidiger, und die Plädoyers können beginnen! Der Staatsanwalt sagt: Nein!! weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf. Es melden sich Zeugen. Der

Verteidiger beruft sich auf Schrenk-Notzing, Conan Doyle und seine eigene Großmutter. Es meldet sich die Partei des „man kann nie wissen“ . . . Und siehe da, schon ist die schönste Diskussion im Gange. Dieses Thema nutzt sich nie ab und kommt immer wieder. Hakt das Thema ein, so ist der Abend gerettet. Wenn nicht, so ist es bedenklich! Denn sonst macht sich bald jene fatalste aller Stimmungen bemerkbar, wo jeder den anderen belauert, ob er nicht aufbrechen will. Steht nun einer auf und will sich verabschieden, so erhebt sich wie auf einen Wink die ganze Korona der Gäste, schaut sorgenvoll auf die Uhr und murmelt: „Leider, ich muß.“ Dieser Massenaufstand ist stets ein Signal, daß der Abend ein Fehlschlag war. Und ihm antwortet der Verzweiflungsschrei der Hausfrau: „Wie, Sie wollen schon gehen? Und alle auf einmal!“

Andererseits können die Gäste auch zu lange bleiben, und da erhebt sich die schwere Frage, wie man sie los wird? Einige rufen bei irgendeiner zufälligen Bewegung des Gastes: „Ach, sie wollen schon gehen?!“ Das ist dann ein Zeichen. Im allgemeinen dürfte es jedoch genügen, wenn der Hausherr gähnt und demonstrativ heimlich nach der Armbanduhr sieht.

Leider muß es so sein, daß die Gäste schon auf der Treppe anfangen, zu schimpfen. Selbst solche, die einander sonst fremd sind. Es muß sein, weil sie sich so lange haben *süß verstellen* müssen, daß die verdrängte Wahrheit überkompensiert wird. Das ist ein psychologisches Gesetz, und da kann man nichts machen!

Das schönste aber an dem Besuch ist, daß beide, Gastgeber und Gäste, jetzt wirklich froh sind. Die Gastgeber reichen sich auf der Wahlstatt ihrer Wohnung die Hände zu einem erneuerten Ehebund: endlich allein! Und jeder der Gäste denkt mit Frohlocken, *wie schön es doch zu Hause ist.*

Erholungspause. Der einst berühmte Riesen-zirkus *Barnum* besaß einmal als Hauptattraktion einen Zwerg — „General Tom Thumb“ hieß er und war das Tagesgespräch des amerikanischen Mittelwestens.

Der Zudrang des Publikums war ungeheuer. Eines Vormittags — der Zirkus befand sich gerade unterwegs und hielt in einem großen Landhotel — schickte eine Dame aus der Nachbarschaft ihre Visitenkarte hinauf und bat darum, den berühmten Zwerg-General persönlich sehen zu dürfen! Die Karte wurde von einem anderen Mitglied der Truppe in Empfang genommen, das sich zufällig in Tom Thumbs Zimmer aufhielt. Diese Person war ein 6 Fuß hoher Riese. Er bat, die Dame heraufzuführen.

Sie klopfte an die Tür, und er ersuchte sie einzutreten.

„Ich möchte“, sagte sie zögernd, „den General Tom Thumb sehen.“

„Madam“, sagte der Riese und stellte sich auf, „bitte, schauen Sie ihn nach Herzenslust an.“

„Aber um Gottes willen, Sie sind doch nicht der berühmte Zwerg?“ rief sie erschrocken.

„Madam“, sagte er, „ich *bin* es. Aber ich hab grade Erholungspause.“ S. R.



Der Große und der Kleine

Alfred Kubin

ALFRED KUBIN, MALER UND MAGIER

Von

RUDOLF GROSSMANN

Jedes Land hat seine Gespenster. Während sie in den Spukmärchen früherer Zeiten mehr symbolhaft unter Donner und Blitz gleich Naturgewalten aus dem Jenseits erscheinen, sind in unserer Zeit der Maschine die Gespenster diesseitiger geworden. Sie sind an die Atmosphäre gewisser Menschen (Medien) gebunden, um sich manifestieren zu können. Wer den Spuk sehen will, sieht ihn und kann ihn hinter dem Alltagsgesicht, hinter Alltagsgewohnheiten entdecken. Aber es gibt auch — so sagen die Okkultisten — einen an den Ort gebundenen Spuk. Da wo Leben gewirkt hat, sich verbraucht oder erlöscht, wo Lebensenergien plötzlich frei werden, bleibt unter gewissen Bedingungen etwas von der Atmosphäre Mensch hängen und — es spukt. —

Wer den einsamen Magier Kubin auf seinem Wohnsitz auf Schloß Zwicklett in Österreich besuchen will, muß zunächst nach Passau, jener



Fot. Viktor Hube

An der Orangerie Sanssouci



Fot. Weltbild

Efeubaum auf einer Ausstellung in Aalsmeer in Holland



Alt-Berlin aus Pappe
(Modell der Ausstellung 1896)

Sammlung Walter Schneider



Empfang der amerikanischen Olympiakämpfer
(Zuschauer auf dem Lehrter Bahnhof)

Fot. Weltbild



Fot. Georg Fricke, Braunschweig

Nicht eine Wand auf der Straße, sondern eine Spiegelung in einem Schaufenster



Fot. M. Stahl

Stauwehr in Frankreich



Fot. Julius Guggenheimer

Das Stadttor von Memmingen im Spiegel eines Fensters

versunkenen und verträumten Stadt, die wie ein Darm lang und gewunden am Donauufer liegt. Er schaue in die dunklen Höfe hinein, spaziere längs des grau vermoderten Gemäuers am Fluß entlang und sehe zu, wie der Österreicher hinter der Maske einer leichten, liebenswürdigen, ausgedörrten Verlarvung in ganz anderer Weise als der muskulös besser fundierte Deutsche dämonerlt und gespensterlt. Und jener Einsame von Zwicklett ist so ein Beschwörer, und da er in Österreich lebt und Österreicher ist, so ist sein mystisches Oeuvre die Sammlung aller Gattungen und Varietäten österreichischer Gespenster. Von der spielenden Kinderlarve bis zur aufgedunsenen Wasserleiche, vom spukhaften Grenzaufseher bis zum schnurrbartgestäubten Totentanzgeneral, vom gemütlich-bürgerlichen Vamperl bis zum höllischen Hexenmeister.

Kubin ist der geborene Tagträumer. Er hat es immer abgelehnt, seine Träume analytisch zu klären, was ihn aber nicht hindert, seine Traumwelt zu kultivieren und schöpferische Distanz zu ihr zu gewinnen. Um die Art seines Schaffens zu begreifen, müssen wir jenem merkwürdigen und doch so gewohnten Zustand, den wir im Traum erleben, nachspüren. Eigentlich ist das Wachen vom Träumen gar nicht so verschieden, und für Kubin erst recht nicht. Im Wachsein wie im Träumen treffen uns die gleichen Reize wie von draußen. Wir empfinden sie auch, wir werten sie nur falsch, wenn wir träumen. Dadurch, daß wir nicht mehr auf die Gegenwart konzentriert sind, kommt ungehemmt der Fluß der Erinnerungen nicht nur vom Tag, sondern vom ganzen Leben herauf; diese Erinnerungen decken sich nicht mehr mit den Empfindungen. Das Traum-Ich ist anders als das Wach-Ich. Es kontrolliert nicht mehr nach und bringt die Anstrengung des Identifizierens nicht mehr zustande.

Ganz ähnlich verändern die Dinge, mit denen der Tagträumer Kubin sich befaßt, ihr Durchschnittsgesicht. Jenes latente Traum-Ich spielt bei ihm auch im Wachsein eine Rolle und trägt ihm, der scheinbar desinteressiert ist an dem Gegenwartsgeschehen, die „Andere Seite“ — Titel eines mystischen Romans aus seiner Jugend — einer lebendigen Realität zu. Überempfindlich wie ein Seismograph und mit blitzartiger Schnelligkeit, die an die Schnelligkeit ablaufender Träume erinnert, registriert er sie in einer Art Trance. Seine Vision überfällt ihn. Und fände er nicht in seiner oft bis zum Paroxysmus gesteigerten Arbeit einen gewissermaßen natürlichen Ablauf dieser Geschichte, verfiere er vielleicht der Besessenheit — dem Wahnsinn.

Von Passau fuhr ich zunächst nach Schloß Engelburg im Bayrischen Wald. Der Zug dahin fährt ewig — kommt nie an. Nachts habe ich eingeklemmte Träume, Träume, die nicht weitergehen. Schloß Engelburg gehört einem Bauern, der daneben eine Wirtschaft betreibt. Es sieht aus wie „Schloß Zeitvorbei“. Es ist alt und zerfallen, mit Riesenzimmern, mit schlecht schließenden Türen, die nachts aufknarren, wenn der Wind um die Schloßecken pfeift. Auch Kubins Behausung ist so ein Schloß Zeitvorbei.

Es gleicht mehr einem alten Pfarrhof als einem Schloß und liegt gleich über der Grenze im Österreichischen, an einem „Sauhügel“ genannten Höhenzug. Die Mauer hat etliche Risse und Sprünge, alles steht ein bißchen windschief zwischen ein paar zerzausten Tannen und alten Bäumen. Aber drinnen am alten Kachelofen herrscht Gemütlichkeit. Im Garten arbeitet eine alte Frau mit einem breitrandigen Strohhut. Eine Wolke, die über die Sonne geht, verdunkelt gerade das Grün, und dieser Schatten huscht weiter über das Dach und den Hügel, der jetzt fast schwarz gegen den Himmel steht. In den Wiesen und ums Haus herum sieht man allerhand Getier: Katzen, Hund, Ziegen, Perlhühner, Schweine, Affen. Kubins mystische Tiere. Von den eßbaren kann er sich immer nur schwer trennen, er liebt sie und versteht es, sich in ihre Tierexistenzen einzuleben. Sie sind willig und gefügsam. Nur einmal fuhr ihm sein Affe, der gerade gebadet wurde, zähnefletschend gegen die Gurgel. Kubin, in seiner Angst, greift nach einem großen Tintenfaß und schlägt ihm damit auf den Kopf, trifft ihn so unglücklich, daß der Affe mit weitausholender Geste und einem menschenähnlichen Schrei zurückfällt und verendet. Der vorwurfsvolle, unsäglich wehe Affenblick ließ ihn lange nicht schlafen.

Eine Begegnung mit Kubin hat nichts Alltägliches. Kubin kommt mit flatterndem Capemantel auf mich zu — ein schief abgeplattetes, fahles Ei-Gesicht. Einige hastige Krix-Kraxel markieren sich auf dem Ei. Äußerst feine Fältchen, wie von Kinderhand gezeichnet. Sie spielen auch um den Mund mit den vollen roten Lippen, der einen schmerzlichen Zug hat. Ein Gesicht, das einen überfällt. Übereilig — hastig schüttelt er mir die Hand, voll warmen Interesses. Er ist ganz da und plötzlich wieder weg, im Nu gespannt und wieder entladen. Zwei große, schwarze, eindringende Augen, manchmal von einer gewissen bäuerisch-lauernden Schläue. Habe ich ihn nicht irgendwo schon gesehen? Wo denn? Ja, er sieht ja meiner Tante ähnlich mit diesem Zug um den Mund. Ich bin ihm verfallen und er wird jetzt unter dieser Maske allerhand Hokusfokus mit mir treiben, fühle ich halb unbewußt. Er spricht in eilendem Atem von seinem Leben, das er hier oben führt, ganz unvermittelt meint er plötzlich, die Furcht vor dem Tod habe er nun glücklich überwunden. Wir waren damals noch junge Burschen. Vielleicht war die Umkehrung unseres gesteigerten Lebensgefühls irgendeine nervöse Angst vor dem Aufhören, vor dem Tod. —

Wir machten weite Spaziergänge über das Land. Mit all den Leuten, die da herumwohnen, ist Kubin gut bekannt. Sie lieben ihn und erzählen ihm oft merkwürdige Begebenheiten mit Riesenfischen und Stieren, die neuen Stoff für seine Zeichnungen geben. Ein Besuch zu entfernten Verwandten steht noch in der Erinnerung: In einer kleinen Stadt, wir sitzen noch um den Tisch. Alltägliches wird erzählt und Kubin hört zu. Ein Fenster ist geöffnet und das Bild des Platzes mit seinem silberglänzenden Pflaster dringt ins Zimmer. Es ist kein xbeliebiger Platz, man hat ihn, die ganze Situation irgendwie schon erlebt, das Gegenwärtige verliert

plötzlich an Wichtigkeit. Kubin hebt es durch seine Gegenwart auf — läßt wie ein Zauberer, während er gespannt zuzuhören scheint, Vergangenes auferstehen, so daß das Gegenwartserlebnis eigentümliche Betonung bekommt. Und immer mehr gewinnt diese Betonung die Oberhand, der Tagtraum erscheint ähnlich dem Nachtraum, in dem unsere Erinnerungen, an die verdämmernde Gegenwart nicht mehr gebunden wie im Wachen, eine merkwürdige Auferstehung feiern, sie tauchen aus dem Keller des Bewußtseins auf, ungehemmt, zahllos, verdichten sich zu Phantomen und führen einen wahren danse macabre auf.

Kubin schildert in seinem Roman „Die andere Seite“ das Übernehmen dieser magischen Traumkräfte und seine Erlebnisse in einem fingierten Traumstaat.



Der Einsiedler

Alfred Kubin



Hans Sauerbruch

VISION AUF SYLT

Von

HANS BETHGE

Ich wandere am Sylter Strande, eine gute Strecke nördlich von Westerland, und denke an tausend Dinge. Mein Kopf ist etwas nach vorn geneigt, mein Auge ruht auf dem Sande, plötzlich mache ich halt. Ich kann den Blick nicht von einer Stelle des Strandes vor mir wenden. Ich stehe in einem Bann, die Stelle gibt mich nicht frei, fast unbewußt starre ich unausgesetzt auf sie nieder. Die Stelle hat durchaus nichts Sonderbares, ich kann mich trotzdem nicht von ihr trennen. Ich lenke das Auge gewaltsam aufs Meer hinaus, — immer wieder schweift es auf die Stelle zurück. Ich möchte weiter wandern, es geht nicht. Ich denke nach, was es sein könnte, ich finde keine Lösung. Ich muß bleiben. Ich steige die Düne hinan und strecke mich oben aus, wo ich den Flecken immer vor Augen habe. Das Meer liegt glatt wie ein Teller und funkelt. Während die Sonne untertaucht und der silberne Klang der Brandung heraufdringt, ersinne ich dies:

Sie waren zwei in Treue verbundene Freunde und teilten Kummer und Lust. Sie hatten eine helle Jugend, ihre Eltern waren reich, es stand ihnen alles zu Gebote, ihr Wissen zu erweitern und durch die Erfahrung zu lernen. Sie reisten zusammen in fremden Ländern, sie studierten auf den gleichen Universitäten, sie hatten die gleichen Neigungen des Wissens und schickten sich an, zu gleicher Zeit ihre Examina zu absolvieren. Orest und Pylades nannte man sie.

Eines Tages gingen sie zusammen auf Jagd. Durch ein unseliges Versehen entlud sich die Büchse des Orest; die Kugel traf Pylades, dieser sank lautlos nieder. Orest ließ die Büchse zu Boden gleiten, dann blieb er ohne Regung stehen, wie eine Bildsäule. Er sah nicht auf seinen toten Freund, der vor ihm lag, er verzog keine Miene, er sah nur in die Ferne, wo ein Brand zum Himmel schlug, und der Himmel war schwarz, und die Erde war schwarz, nur da hinten der Brand, der blutige Brand...

Man brachte den Irrsinnigen in eine Anstalt, die Ärzte gaben Hoffnung auf Heilung. Geraume Zeit gelangte er nicht zum Bewußtsein des Geschehnisses. Er blieb stumm, teilnahmslos gegen alles, und magerte furchtbar ab, denn er vermochte niemals zu schlafen. Endlich, in der Zeit seiner größten Schwäche, begann sich der Geist zu lichten. Erst ahnte, dann wußte er, was geschehen war. Nun kamen auch die Tränen. Die entsetzliche innere Erregung und Zerrüttung, der er anheimfiel, rieben seine Nerven völlig auf, er wurde aufs Krankenlager geworfen, und die überstandenen Leiden seines Geistes erschienen gering gegen die, welche sein zarter Körper zu erdulden hatte.

Aber er überwand auch sie. Langsam, langsam ging es zur Besserung. Wie ein Kind wurde er gepflegt, sein ganzes Empfinden war das eines Kindes geworden. Jede Erinnerung an den Toten mußte mühsam ferngehalten werden. Man durfte ihm nur von dem blühenden Leben sprechen, sonst trübten sich seine Augen, sein Mund verstummte, und das Fieber stellte sich ein.

Als er einigermaßen wieder hergestellt war, so daß er wieder fremde Menschen sehen und ihre Blicke aushalten konnte, schickte man ihn nach Sylt, damit er dort neue Kräftigung fände. Er traf hier keinen Bekannten, und die Meerluft war seinen Nerven Erquickung, das fühlte er schnell. Er war meistens allein, jede nähere Bekanntschaft vermied er, und die Leute fragten einander, wer der junge Mensch sei, der so bleich ausschaue und niemals lächle und immer einsam sei.

Eines Tages entfernte er sich spaziergehend vom Westerländer Strande nach Norden hinauf. Er sah nachdenkend vor sich nieder und sog zufrieden die würzige Luft ein. Nun hob er arglos den Kopf, jäh blieb er stehen. Er erbebte bis auf die Knochen. Alles Blut strömte ihm zum Herzen, und zum zweiten Mal in seinem Leben sah er in der Ferne einen Brand, der zum Himmel schlug, und der Himmel war schwarz, und die Erde war schwarz, nur da hinten der Brand, der blutige Brand...

Vor ihm lag eine Leiche, die das Meer angespült hatte. Sie zog ihn zu sich, sie ließ ihn nicht, er sah eine kleine Öffnung in ihrer Brust wie von einer Kugel...

Er schlug über den feuchten Körper hin, das Blut quoll ihm aus Mund und Nase, in all seinen Gliedern...

Surrrrrrr. Eine Bekassine saust hinter mir auf. Holla, was war das für ein nichtswürdiges Bild, das ich soeben dort unten am Strande sah? Diese Stelle da, diese törichte Stelle . . .

Ah — bah! Ich springe auf. Ich spüre in den Augen eine Müdigkeit, — habe ich geträumt? Langsam schreite ich dem Westerländer Strande zu. Aber ich wende mich noch einige Male um und spähe nach der Stelle im Sande zurück, dieser merkwürdigen Stelle, dieser unheimlichen Stelle, die der Teufel holen mag.

Zwei Tage später lese ich im „Sylter Intelligenzblatt“:

„Am Freitag wurde nördlich von Westerland am Strande eine Leiche aufgefunden, die das Meer angeschwemmt hatte. Ein junger Mensch, der sich zur Heilung hochgradiger Nervosität in Westerland aufhielt, lag besinnungslos darüber ausgebreitet. Welcher Zusammenhang zwischen ihm und dem Toten besteht, und ob es überhaupt einen solchen gibt, ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, denn der Kranke ist noch nicht zur Besinnung zurückgekehrt.“

Und etwas tiefer:

„Der junge Mensch, welcher am Freitag zugleich mit der angeschwemmten Leiche nördlich von Westerland aufgefunden wurde, ist, ohne zur Besinnung zurückgekehrt zu sein, verstorben. Sein Leichnam wird nach Berlin übergeführt.“

DAS BLEIBENDE

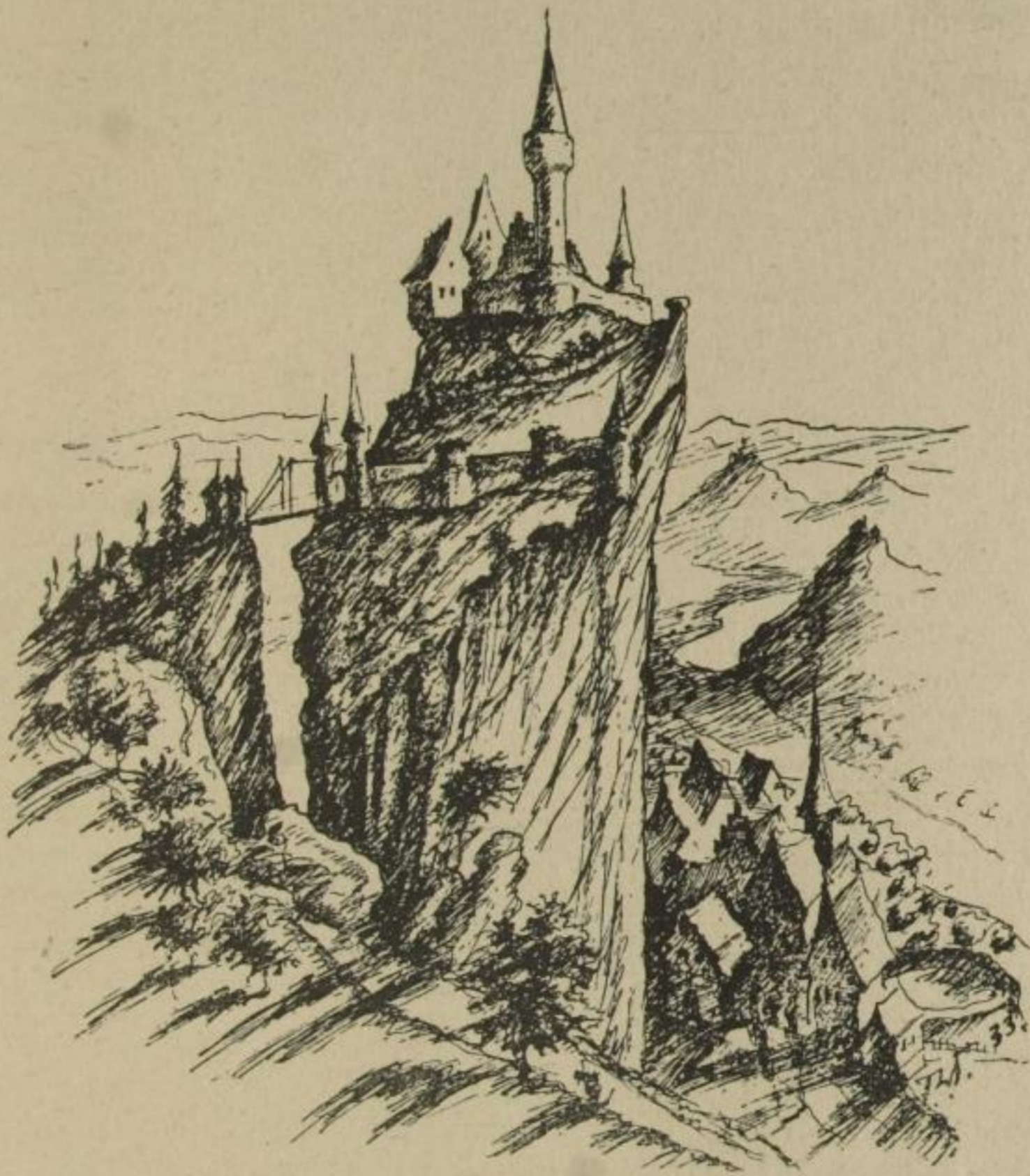
Von

PETER SCHER

Feld, Wald und Flur sind gut daran,
daß man sie nicht bewegen kann
und daß sie auch sich selbst nicht fortbegeben,
um Abenteuer zu erleben.

Das schönste Roggenfeld zu Schiff
entspräche kaum noch dem Begriff,
den wir als Einsicht ins Gegebene preisen —
genau so wie ein Wald auf Reisen.

Dies wissen sie und ohne Groll
beharren sie charaktervoll,
indem sie unten ihre Wurzeln treiben
und oben lichtverbunden bleiben.



Friedrich Winckler, Tannenberg

DAS SCHAUKELPFERD VON ST. MICHAEL

Von

CARL HAENSEL

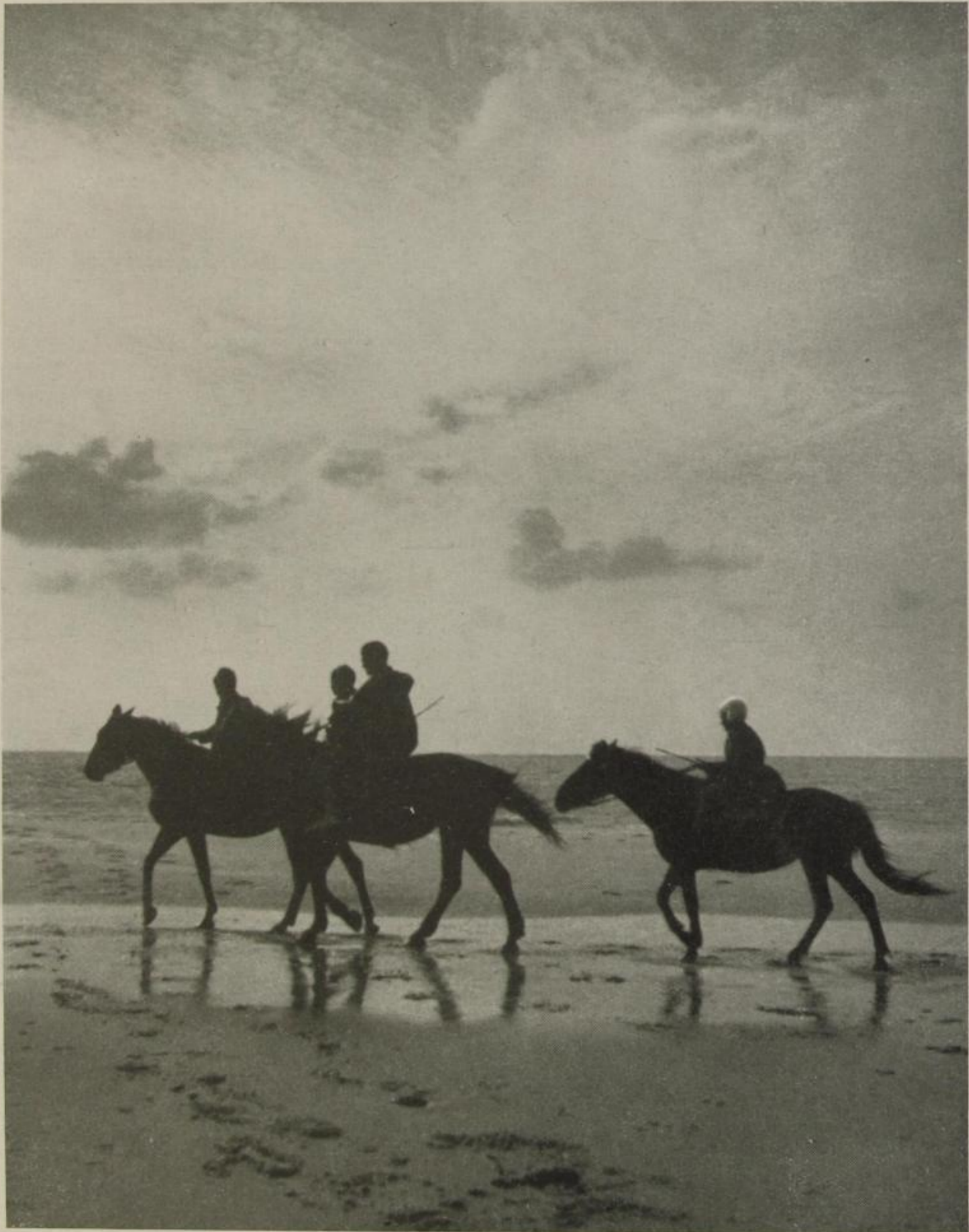
Als im Reiseverkehr die Landesgrenzen noch nicht störten, als man ohne Paß auf einen launigen Entschluß hin über Nacht nach Genua fahren konnte, wurde der Bodensee, jenes große Meer vor den Toren der Schweiz, meist mit geringschätzender Eile überquert. Es fehlte ihm die laute Romantik. Man war noch zu viel daheim, um den lockenden Genuß der Ferne voll zu empfinden. Der Fremdenstrom stürzte weiter, über Zürich nach Luzern. Die braunbackigen Schweizer Bergriesen, die mit ihren weißen Schöpfen im blauen Vierwaldstätter See badeten, wirkten auf den Unterländer verführerischer als das bleiche Blondgesicht des Bodensees.

Auf einer solchen paß- und kreditbrieffreien Sommerfahrt kam ich auch einmal nach Überlingen. Damals schaute das Städtchen, vom Bahnhof abgesehen, noch genau so aus wie vor 500 Jahren, als es so bedeutend war, daß es einen der großen Schweizer Kriege um die Toggenburger Erbschaft als Rechtsfinder schlichtete. Die Giebel seiner Häuser blickten mit blanken Fensteraugen zu mir herab, die ein paar Dutzend Menschenalter schon gespiegelt hatten. Ich ließ mich von ihrem Hochmut nicht abschrecken, drang bis in die innersten Kellereingeweide dieser Hausburgen ein und kostete den Saft, der in der bergenden Hut felsverwachsenen Gemäuers seit tausend Jahren, als die ersten Mönche hier ihre Klosterstätten erbauten, von Herbst zu Herbst erneuert gärt und reift.

Ich ließ meine Frau nachkommen, denn ich verliebte mich. Zu dieser Verliebtheit brauchte ich meine Frau, denn meine Leidenschaft galt einem Hause, das über allen anderen herrlich gelagert war, beschützt von einem aus dem alten Stadtgraben aufragenden Turm, selbst rückseitig thronend auf dieser mächtigen Mauer. Ich habe ein paar Tage hindurch halbe Stunden lang bis zur Ankunft meiner Frau wie ein schüchterner Schulbub vor dem eisernen, undurchsichtigen Tor gestanden, das den Zugang zu diesem Schloß meiner Sehnsucht deckte. Aus dem Tor kam manchmal eine alte Frau heraus, vornübergebeugt, auf einen Krückstock gestützt. Sie war stets von einem Hunde begleitet, einer Hundeseele aus vielen Rassen gemischt, aber nur die guten hatte er sich ausgewählt. Er konnte lachen wie ein Mensch. Ich habe niemals vorher noch später ein Tier derart lächeln gesehen. Aber die alte Dame war nicht so freundlich wie er. Hart stach ihr Blick, abweisend, beinahe mörderisch.

Ich traf unten im „Hecht“, wo ich trotz aufschließenden Weins meine Absichten auf das Haus streng geheim hielt, einen Freund, der gerade eine Schlafkur zur Erneuerung seiner Nerven machte. Er legte seine Wachstunden gewöhnlich auf den Abend. Zwischen dem sechzehnten und siebzehnten Viertel, bevor der „Heimbringer“ geholt wurde, nahm ich ihn vorsichtig aus. Was wußte er von dem verwunschenen und erwünschten Haus dort oben über der Mauer neben dem großen Turm?

Ich hatte vornehm gewählt. Es war ein alter Deutschherrensitz, eine kleine Filiale der Mainau in reichsstädtischer Zeit, dann Nonnenkloster, verstaatlicht und schließlich von einem amerikanischen Maler gekauft worden, einem Phantasten, den die Bergestiefe dieser Keller, die Dohlenluft seines Turmes und das sein Künstlerrauge bindende Maß seiner dreistöckigen Fensterflucht ebenso angepackt hatte und nicht mehr losließ wie mich. Was war aus diesem Maler geworden? Ja — er hatte jedenfalls nach seinem Einzug in St. Michael — so hieß das Haus nach dem Schutzpatron seiner Gründer und Ritter — nicht mehr gemalt. Er saß in der Tiefe seines Kellers oder auf der Spitze seines Turmes und schlürfte den Atem des Bodensees in vielerlei Gestalt, als Luft oder Wein. Und auf der Sohle des Turmes — nun begann zum erstenmal meine Rückenhaul rauh wie ein Reibeisen zu werden — spielte ein Sohn, der ohne Verstand war,



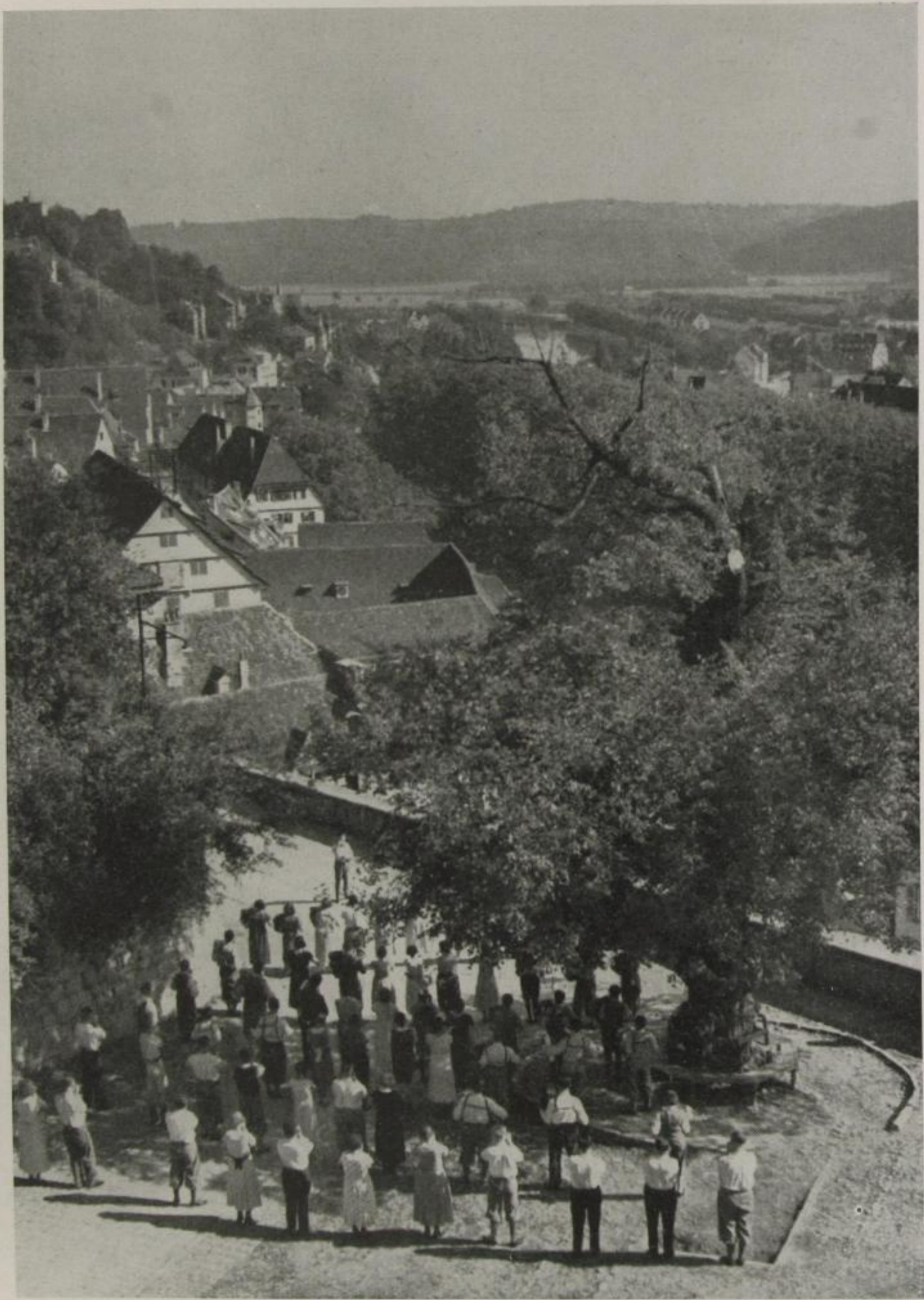
Heimritt am Strande

Fot. Uli Kayser



Fot. Uli Kayser

Tanztee an der Ostsee



Fot. Uli Kayser

Mundharmonikakonzert in...



Ungarische Schafherde

Fot. Weltbild



Olympia-Kartenverkauf in der Mauerstraße in Berlin

Fot. Weltbild

sein schauerliches Irrenspiel mit einem Schaukelpferd. Vater und Sohn waren nun schon seit Jahren tot. Der Vater war in jedem Frühjahr einmal ausgebrochen, den Südwinden nach, aber nach ein paar Wochen erfuhr die geheimnisvolle Frau mit dem lachenden Hund seinen Aufenthalt, meist irgendwo an der See, und holte ihn wieder zurück. Das letztmal als Toten.

Meine Frau kam, sah, begriff und wurde — was bei Ehegatten selten ist — von meiner neuen Liebe angesteckt. Sie wußte sofort den geeigneten Weg: wir mieten uns zunächst einmal dort in St. Michael ein. Ein Wunder geschah. Meine Frau gefiel der Dame auf St. Michael mit dem ersten Blick, und wir bezogen für den Sommer ein Stockwerk. Wir bekamen auch eine Ecke des brunnentiefen, domgroßen, regenbogenweit überwölbten Kellers. Eines Tages auch den, wenn man erst ein Haus hat, unvermeidlichen Familienbesuch. Ein kleines Mädchen war dabei.

Wir saßen an einem Sonnabend, solange es ging, vorn auf der Stadtmauerecke, über den zu Nacht versammelten Schiffen und Hausdächern der Stadt. Dann gingen wir hinein in den großen Rittersaal. Dort tranken wir weiter. Das Kind schlief nebenan in einem ähnlich großen Zimmer. Plötzlich begann es zu rufen, zu schreien. Die Mutter sah nach, kam weiß wie ein Tuch wieder heraus und stammelte: „Das Schaukelpferd, das Schaukelpferd!“ Ich habe nie ein Gespenst gesehen, aber in diesem Augenblick seine nebelkalten Hände gespürt. Das waren keine Halluzinationen in dieser übergesunden Frau von der Wasserkante: Nein — das Schaukelpferd mit der roten Schabracke, das allen Kindern, die sich in dies Haus verirrt, erschien, war auch an ihr vorbeigeritten, als sie ihrem Kind zu Hilfe kam. Die alten Frauen Überlingsens wußten, daß schon seit Jahrhunderten das Schaukelpferd sein Wesen trieb und kein gesundes Kind im Hause duldete.

Noch ein Mieter wohnte außer uns in diesem Hexenhaus. Seit kurzem auch, einen Stock höher. Es war ein ehemaliger Lehrer, ein Einspänner, ein Einzelgänger, den man nie unter Menschen sah. Die Hausherrin lachte auf, ganz trocken, fast ohne Ton, wenn man in ihrer Gegenwart von ihm sprach. Ich stelle mir das Liebesgeflüster einer Spinnenfrau mit ihrem umgarnten Männchen kurz vor seiner Verspeisung so vor. Als ich abgereist war, weil ich zu Hause Geld verdienen mußte, schrieb mir meine Frau, der Lehrer habe sich erhängt.

Als ich dann nach Wochen wieder herunterkam, hatte meine Frau das Kunststück fertiggebracht: die Zauberhexe war bereit, uns den Besitz St. Michael zu verkaufen. Sehr billig, aber mit sechzig Paragraphen belastet, die die von ihr ausgeklügelte Haus- und Spukordnung sicherten. Wir durften in dem Keller kein elektrisches Licht legen; gewisse Räume nie betreten; die Hütte des lächelnden Hundes nie verrücken. Ich besichtigte an einem Morgen die Stadtmauer, auf der die eine Hausfront stand. Sie überragt den trockenen Graben bis zu vierzig Meter. Dohlen nisten zu Hunderten in ihren vom Regen ausgewaschenen Löchern. Hält

diese Mauer noch? Der Stadtbaumeister meinte, das beste wäre es, nicht an ihr zu rühren. Zur Zeit sei Mauer, Fels und Boden einig, wenn man anfangs auszubrechen und zu erneuern, wisse man nicht, in welche verwünschten Nester und Hohlräume man stoße. Gerade als er seine Rede schloß, legte sich ein von oben herunterkommender Steinblock zwischen uns beide. Ich spüre den Luftzug noch im Gesicht. Unsere Hüte lagen am Boden. Ich nehme nicht an, daß sie der Stein angerührt hat, aber wir beide waren ins Wackeln gekommen. In einem Fensterloch verschwand der Kopf der Hausverkäuferin und der sonst lachende Hund heulte wie eine verlorene Seele.

Trotzdem unterschrieb ich am nächsten Tage den Kaufvertrag. Es war in dem vergitterten und überwölbten Wohnzimmer der Hausherrin; es roch nach faulenden Äpfeln und Spinnweben. Die Federn kratzten wie Teufelskrallen über das Papier. Niemand sagte ein Wort. Wir stehen auf. Man schüttelt sich die Hand. Ich gehe vor. Da höre ich, wie längs des stadttragenden Gewölbes die spitzen Worte auf mich herabfallen, die die Zauberhexe zu meiner Frau sagte: „*Nun ist er Ihnen, Ihr schöner Witwensitz!*“

Meine Hand war plötzlich so naß, daß mir die Klinke ausrutschte und die Tür fuhr wie ein Kanonenschuß ins Schloß. Ich war nicht fähig, etwas zu sagen oder einen Entschluß zu fassen. Ich sehe nur noch vor dem Haus einen hochgewachsenen Mann stehen im Gehrock und mit Ministerwürde, der es ebenso verliebt ansah, wie ich früher und so viele andere außer uns. Er grüßte meine Frau — weiß Gott, es war der Geheimrat X, der große Internist aus Berlin.

Ich zog sie rasch mit mir hinunter nach dem Hafen. Wir warfen das Boot los. Der Wind packte uns und trug uns in den freien Raum des Schwabenmeeres hinauf. Wir machten nach zwei Stunden am anderen Ufer fest. Ich hatte meine Fassung endlich wieder und telegraphierte an die Zauberhexe meinen Rücktritt vom Kaufvertrag.

Ich habe das Haus nie mehr betreten.

Geheimrat X unterschrieb den Kontrakt an der Stelle, da mein Name ausgestrichen worden war. Ein Vierteljahr später war er tot. Seitdem wohnt kein Hausherr mehr in St. Michael.

Vorbildliche Höflichkeit. Ablehnungsschreiben einer Redaktion in China: „Wir waren bezaubert, Ihr hochverehrtes Manuskript zu lesen. Wir schwören beim Grabe unserer Vorfahren, daß wir niemals, niemals etwas so Erhabenes gelesen haben. Literarische Perlen solcher Art werden alle 1000 Jahre nur einmal geschaffen. Wenn wir dieses Manuskript in unserer schlichten Zeitschrift veröffentlichen, würden wir nicht wagen dürfen, auch noch etwas anderes daneben zu drucken. Denn wir könnten es unmöglich auf dieser Höhe halten. Aus diesem Grunde nehmen wir uns die Freiheit, Ihnen Ihre erstaunliche Komposition zurückzusenden.“



Walter Klemm

ILLUSION UND DESILLUSION

Von

DAVID DEVANT, LONDON

Sir Oliver Lodge weigerte sich zu glauben, daß eines meiner aufsehenerregendsten Experimente ohne Mitwirkung einer übernatürlichen Macht möglich sei. Bei diesem Trick spielte meine Schwester die Hauptrolle. Sie saß auf einem Stuhl nahe am Rampenlicht, und hinter ihr auf der Bühne befand sich ein Halbkreis von Zuschauern. Ich kam nach vorn mit einer schwarzen Tasche, einem halben Dutzend Briefumschlägen und unbedruckten Visitenkarten. Diese verteilte ich an sechs Zuschauer mit der Bitte, so heimlich wie möglich ein Zitat oder ein paar eigene Worte auf die Karten zu schreiben, sie in die Umschläge zu stecken, diese zuzukleben und in beliebiger Weise zu kennzeichnen. Dann bat ich einen anderen Zuschauer, die Umschläge einzusammeln und in die schwarze Tasche zu tun. Ich ergriff die Tasche mit den Fingerspitzen, hielt sie mit ausgestrecktem Arm und ließ sie in den Schoß meiner Schwester fallen, die ihre Hand hineinsteckte. Dabei erklärte ich den Zuschauern in ein paar Worten, daß ich mich nur natürlicher Mittel bediene.

Meine Schwester nahm dann einen Umschlag aus der Tasche, legte ihn auf ihre Stirn und gab bekannt, was auf der in dem Umschlag enthaltenen Karte geschrieben stand. Dies machte sie mit allen sechs Umschlägen, die danach den Zuschauern, die die Worte auf die Karten geschrieben hatten, zurückgegeben wurden.

Allem Anscheine nach ist der Trick unerklärlich, und er erfreute sich großer Beliebtheit.

Sir Oliver Lodge stand zu dieser Zeit auf der Höhe seiner Laufbahn als psychischer Forscher, und natürlich kam er, um sich mein Experiment anzusehen. Er brachte einen besonders versiegelten Umschlag mit, und man



Das Haus meiner Liebsten

Nils Stenbock

kann sich meine Überraschung und die große Spannung des Hauses vorstellen, als er sich von seinem Platz im ersten Parkett erhob und, indem er seinen Umschlag schwenkte, meine Schwester aufforderte, den Inhalt vorzulesen.

Ich legte ihn zu den anderen Umschlägen in die Tasche, und als meine Schwester zu diesem Umschlag kam, las sie ihn wie die übrigen. Dann wurde er Sir Oliver ungeöffnet zurückgegeben. Er sah sich den Umschlag an, stand sofort auf, gebot mit der Hand Schweigen und sagte zu der versammelten Menge: „Ich verstehe nicht, durch welche Mittel dies Wunder

geschehen ist. Ich kenne nichts in der Wissenschaft, wodurch es erklärt werden könnte, und obgleich die Dame selbst und Herr Devant vielleicht nicht wissen, daß sie übernatürliche Kräfte ausübt, glaube ich doch, daß nur das Wirken übernatürlicher Mächte eine Lösung hierfür sein könnte.“

Es war in der Tat ein eindrucksvoller Augenblick, und ich befand mich in einer sehr peinlichen Lage. Ich habe immer eine große Achtung vor Sir Oliver gehabt, und ich wollte ihn nicht in seinen ehrlichen und ernstesten Forschungen täuschen oder irreführen. Andererseits mußte ich mir meinen Lebensunterhalt als Zauberkünstler verdienen, und da dies eine meiner erfolgreichsten Nummern war, konnte ich es mir nicht leisten, sie über Bord zu werfen.

Nach der Vorstellung suchten mein Partner, Nevill Maskelyne, und ich Sir Oliver auf, und wir versicherten ihm, daß die so erstaunlich erscheinenden Ergebnisse durch einen Kunstgriff erzielt würden. Man stelle sich unsere Überraschung und Enttäuschung vor, als er sich weigerte, uns zu glauben. Ich versprach ihm, daß ich eines Tages das Geheimnis verraten würde. Nun, hier ist die Lösung:

Hätten die Zuschauer unter den Rock meiner Schwester blicken können, dann hätten sie die Hand einer zweiten Dame durch eine Falltür in der Bühne herauskommen sehen. Diese Hand brachte das Ende eines Sprachrohrs mit einem anderen Teil, der am Kleid meiner Schwester befestigt war und von dort zu ihrem Ohr führte, in Verbindung. Dann fuhr die Hand durch einen Schlitz im Rock dicht unter dem Schoß meiner Schwester hin, und meine Schwester schob die Umschläge hinein. Der Schlitz war unter Stickerei verborgen.

Die Dame, in deren Hand die Umschläge geschoben wurden, reichte sie einem Assistenten unter der Bühne. Er legte sie in einen Rahmen, hinter dem sich ein außergewöhnlich starkes elektrisches Licht befand. Wenn dieses eingeschaltet wurde, waren die auf den Visitenkarten geschriebenen Worte leicht zu lesen. Er las sie meiner Schwester durch das Sprachrohr vor und reichte dann den Umschlag zurück. Natürlich tat meine Schwester so, als ob sie den Umschlag aus der schwarzen Tasche nehme. Sie legte ihn auf ihre Stirn und las die Worte vor.

Zuweilen war eine Karte zusammengefaltet, so daß das Daraufgeschriebene nicht lesbar war. In diesem Fall rissen wir einfach den Umschlag auf, lasen das Geschriebene und steckten die Karte in einen ähnlichen Umschlag, wobei wir die Kennzeichnung nachahmten.

Es ist alles so einfach, daß ich beim Erzählen fast vor Scham erröte, und doch, wie eindrucksvoll war es für diejenigen, die nur die Wirkung sahen! Es war viele Jahre lang eine der beliebtesten Nummern in meinem Repertoire.

Einen anderen Trick nannte ich den „geistigen Magnetismus“. Ich hielt eine eindrucksvolle Rede mit versteckten Anspielungen auf Telepathie und andere bemerkenswerte Fähigkeiten des Unterbewußtseins und bat einzelne Zuschauer, mir zuzuflüstern oder aufzuschreiben, was meine Schwester tun sollte.

Inzwischen saß sie mit verbundenen Augen auf einem Stuhl, nachdem ich angeblich hypnotische Bewegungen vor ihren Augen gemacht hatte. Einer der Zuschauer hatte vorher die Binde, mit der ihre Augen verbunden waren, geprüft, aber sie war nicht so unschuldig, wie sie aussah. Als ich sie über die Augen des Zuschauers gelegt und gefragt hatte, ob er sehen könnte, hatte er dies verneint. Sie bestand aus vier bis fünf Lagen Crêpe de Chine, die der Länge nach in der Mitte aufeinandergenäht waren. Als ich sie meiner Schwester über die Augen band, hielt ich sie in der Mitte und schüttelte die oberen Lagen nach unten. Auf diese Weise hatte meine Schwester nur eine einzige Schicht über den Augen, und in dem hellerleuchteten Saal konnte sie mich so deutlich sehen, wie wenn sie die Augen nicht verbunden gehabt hätte.

Diesen Trick ausführlich zu erklären, würde zuviel Raum beanspruchen, daher möchte ich die neugierigen oder ernstlich interessierten Leser auf mein demnächst erscheinendes Buch hinweisen, in dem sie alle Erklärungen finden werden, die sie wünschen. Hier mag folgendes genügen:

Mit meiner Schwester hatte ich ein ausführliches System ausgearbeitet, durch das der Körper in Zonen, die Zahlen darstellten, eingeteilt war. Wir hatten vorher eine Tabelle von Handlungen und Dingen aufgestellt und auswendig gelernt, die unbegrenzt erweitert werden konnte.

Zum Zwecke der Veranschaulichung wollen wir annehmen, daß jemand darum bat, daß ihm seine Brille von der Nase genommen und mit seinem Taschentuch geputzt werden solle. Ich machte dann meiner Schwester gewisse hypnotische Zeichen und zeigte auf diejenigen Körperteile, die die Zahlen 16, 11 und 29 ergaben. Meine Schwester wußte dann, was sie zu tun hatte. Dies ist leichter verständlich, wenn ich sage, daß ich, wenn ich z. B. meiner Schwester Nummer 1 andeuten wollte, oberhalb ihres Kopfes zeigte. Um 16 anzudeuten, ließ ich einfach die Finger nach unten fallen, was 6 bedeutete, wobei ich natürlich immer noch oberhalb ihres Kopfes zeigte.

Dies scheint alles sehr verwickelt zu sein, aber wenn man es erst wirklich versteht, ist es so einfach, daß man die Anzahl der Handlungen und Gegenstände bis fast ins Unendliche ausdehnen kann.

Bei einem anderen Trick benutzte ich einen Kessel, aus dem ich jedes vom Publikum gewünschte Getränk einschenken konnte, und zwar entweder Bier, Wein, Whisky, Likör, Aquavit oder klares Wasser. Jemand im Saal verlangte sein Lieblingsgetränk, und siehe da! Es kam aus der Tülle des Kessels geflossen. Das Getränk war echt, und ich reichte das Glas sofort demjenigen, der danach verlangt hatte.

Aber zuerst die Vorgeschichte des Kessels. Ich besuchte ein bestimmtes Lokal in Edinburg, dessen Inhaber im Rufe stand, ein Zauberer zu sein, und der einen geheimnisvollen Kessel besaß. Von außen sah er wie ein gewöhnlicher Zinnkessel aus. Wenn ein Kunde nach der Polizeistunde hereinkam und einen Whisky verlangte, goß der Wirt ihm einen aus der Tülle des Kessels ein. Wenn nun ein Polizist hereinkam und fragte, was der Wirt

aus dem Kessel verabreichte, bat dieser ihn, selbst zu probieren, und er schenkte ihm dann ein Glas schönes klares Wasser ein!

Nun, ich kaufte die Kesselidee, und einer meiner Freunde machte einen solchen Kessel für mich. Und wie bei meinen anderen Zauberkunststücken ist auch hier die Erklärung die Einfachheit selber.

Der Kessel hatte fünf luftdichte Abteilungen, die alle mit der Tülle durch ein besonderes Rohr verbunden waren. Fünf andere dünne Röhren standen mit dem Griff gerade unter der Stelle, die von den Fingern und dem Daumen eingenommen werden, in Verbindung. Alle Röhren waren mit Ventilgummi versehen, wodurch sie luftdicht verschlossen waren, solange die Finger heruntergedrückt waren. Eine sechste Röhre ohne Ventilgummi war unterhalb der Stelle, wo der Daumen ruht, eingesenkt. Es ist klar, daß, wenn man den Finger von irgendeinem Ventil und den Daumen von der Luftröhre hebt, die Flüssigkeit aus einer der fünf Abteilungen herauszufließen beginnt.

Dieser Kessel hat mir jahrelang gute Dienste geleistet, und der Trick war beim Publikum sehr beliebt.



Die Weiberschmiede

Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert

Sammlung Handke

DER MUTTER MAULSCHELLEN

Von

JOSEF STOLZING-CERNY

Melancholie der Jugend! Eine Erscheinung, die wir durchleben, wenn jene geheimnisvolle Umwälzung, die wir Reifwerden nennen, aus dem Knaben den Jüngling, aus dem Mädchen die Jungfrau gestaltet. Trübsinn darüber, daß uns dabei die schöne Unschuld der Kindheit verloren geht? Als Ersatz dafür kommt dann allerdings die erste Liebe...

Ein tuberkulöser Prozeß verbannte mich lange vor Schulschluß in eine staubfreie, mittelgebirgige Landschaft, wo ich nach einem halben Jahre genas. Die Krankheit kostete mich jedoch ein Schuljahr, was mich sehr verdroß, denn die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches, in die Artilleriekadettenschule einzutreten, erschien dadurch hinausgeschoben. Ob ich deshalb trübsinnig wurde oder unter den Nachwirkungen meiner Erkrankung, darüber hatte ich wohl nie nachgegrübelt.

So träumte und duselte ich dahin, die schwermütige Natur meines Vaters überwog den fröhlichen Humor der Mutter, die ich öfters sagen hörte: „Du und dein Vater geht's beide auf den Dachboden lachen!“

Als aber alles nichts gegen meinen Trübsinn half, wurde wieder der Hausarzt zu Rate gezogen, der als Heilmittel anriet, mich ein Musikinstrument erlernen zu lassen. Zither war damals die große Mode, und so nahm ich bei Professor Penninger Unterricht im „Zithern“.

Da ich ein halbwegs gutes musikalisches Gehör besitze, erlernte ich die „Zitherei“ ohne sonderliche Mühe, allein das Verhängnis wollte es, daß auch sie „zitherte“.

Sie, Gisela Roseck!

Merkwürdig, Gisela scheint ein Kettenname in meinem Leporello-Register zu sein, denn auch sie, meine eigentlich große Leidenschaft — sieben Jahre später — hieß so, und dann folgten noch etliche Giselas zweiten Ranges...

Aber das Verhängnis schritt unbarmherzig seiner Wege. Es wollte, daß sie stets „ausgezithert“ hatte, wenn ich „einzitherte“. Wir begegneten einander nämlich nur im Vorzimmer oder gar schon auf der Treppe, wenn sie, die entzückende Goldblondine von siebzehn Jahren, ging, und ich, der Fünfzehnjährige, kam. Ehrfurchtsvolles Grüßen meinerseits, ein kühles Kopfnicken ihrerseits.

Bis der „Hoch-Habsburg-Marsch“ kam, der unsere Gefühle auslöste!

Als wir beide etwa ein Jahr „gezithert“ hatten, führte Professor Penninger seine Schüler und Schülerinnen in Freiheit dressiert vor, die besten mit Einzelvorträgen, die minder Vorgesrittenen so en masse, damit es das Publikum nicht merkte, wenn mal einer oder eine umschmiß. Der „Hoch-Habsburg-Marsch“ von Kral, der später auch von den deutschen Militärkapellen viel gespielt wurde, gab den Schlußeffekt: Von dreizehn „Zithermännchen“ und „Zitherweibchen“ vorgetragen.



Fot. T. Kankovsky, Budapest
Der Sprung
(Originalaufnahme, keine Montage)



Artisten in Los Angeles
Fot. Weltbild



Nike
(Nachtaufnahme im Louvre)

Fot. Fritz Neugass



Aus dem Jahrbuch: „Das deutsche Lichtbild“
Bruno-Schultz-Verlag, Berlin

Fot. Max Rothkegel



Fußspuren im Schlick

Fot. Rolf Tietgens



Tiger des Londoner Zoo im Schnee

Fot. Associated Press

Ich saß gerade Gisela gegenüber, und wie auf Verabredung setzten wir beide beim Trio um einen Takt zu spät ein, konnten uns dann nicht mehr zurechtfinden, weshalb wir es vorzogen, bis zum Schluß nur so zu tun, als ob wir weiter mit „zitherten“, was natürlich nicht bemerkt wurde, allein für den großen Beifall dankten auch wir, Gisela und ich.

Als dann Eltern, Schüler und Schülerinnen nach Beendigung des Konzertes in dem großen Gasthofsaal bunt gemischt durcheinander saßen, kam ich neben Gisa zu sitzen, zufällig selbstverständlich, und ebenso zufällig selbstverständlich erzählte sie mir, daß sie alle Dienstag ihre alte Großmutter zu besuchen pflege, Schmiedgasse 4. Sie käme dann um 5 Uhr und ginge Punkt 6 Uhr wieder heim. Brauche ich erst zu betonen, daß ich am nächsten Dienstag schon vor 6 Uhr zur Stelle war und daß die holde Maid pünktlich um 6 Uhr aus dem Haustor trat? Ich küßte ihr die Hand, und sie dankte mit liebem Lächeln. Dann begleitete ich sie nach Hause in der Neustiftgasse 14, mußte mich aber schon an der Ecke vorher verabschieden, denn es könnten zufällig Papa oder Mama aus dem Fenster schauen.

So ging es Dienstag um Dienstag, fein sittsam begleitete ich sie den halbstündigen Weg. Wovon wir uns unterhielten? Nun vorwiegend von der Artillerie! Dabei wandelten mich öfters meine melancholischen Stimmungen an, und ich schwärmte von meinem Heldentod als Offizier, wofür sie sich allerdings nicht begeisterte, denn ihr war offenbar ein lebendiger Artilleriekadett lieber als ein toter Offizier. Daß es in der Folge immer häufiger vorkam, daß sie unterwegs mich in ein dunkles Haustor hineinzog, weil sie sich das Strumpfband richten mußte, wobei ich die vollschlanke Wade zu sehen bekam, hatte offenbar keinen anderen Zweck, als mich von meinen Todesgedanken abzulenken. Ihr einen Kuß zu geben oder ihr gar bei dem Strumpfband zu helfen... auf solche sündige Gedanken kam ich nicht. Ausgeschlossen! Erst mußte ich mindestens Artilleriesleutnant sein, dann würde ich in Paradeuniform bei ihrem Herrn Papa um die Hand seines holdseligen Töchterchens anhalten und bei diesem feierlichen Anlaß ihr den ersten, den Verlobungskuß, auf die keuschen Lippen drücken. Da der Papa ein reicher Glasfabrikant war, brauchte ich mir wegen der zu stellenden Kautions keine Sorgen zu machen, auf welchen Gedanken übrigens erst sie mich brachte, als sie einmal von ihrer Mitgift mir erzählte.

Arithmetik und Mathematik waren stets die Achillesfersen meines Studiums, und wenn auf meinen deutschen Aufsätzen fast immer die Note vorzüglich prangte, so wurden die Ergebnisse meiner Rechenkünste in der Regel mit genügend, kaum genügend, öfters sogar mit ungenügend benotet. Dieser Knacks in meiner grauen Hirnrinde brachte mich übrigens auf einen schlaun Einfall, womit ich mein Verschwinden vom Hause um 5½ und mein Wiederkommen um 7 Uhr an jedem Dienstag, der nachmittags schulfrei war, den Eltern durchaus plausibel zu machen wähnte: Ich

arbeitete nämlich mit meinem Schulkollegen Hellerbarth, der ein so guter Mathematiker war wie ich ein schlechter, die mathematischen Hausaufgaben auf.

Eine Zeitlang funktionierte der Schwindel ausgezeichnet, allein, als die Note in der Mathematik mir wieder das ganze nächste Semesterzeugnis verschimpfte, wurde meine gute liebe Mutter stutzig. Mütter haben bei der Erziehung ihrer Kinder zumeist ein feineres Gefühl als die Väter, und so kam sie auf den Einfall, mir mal nachzuspüren.

Wieder wartete ich am Dienstag vor dem Hause Schmiedgasse 4, wieder erschien pünktlich die Holde, wieder küßte ich ihr das Händchen, aber wir waren kaum in die nächste Straße eingebogen, da stand meine Mutter plötzlich vor uns, wie der Geist Banquos aus der Versenkung aufgestiegen. Gisela stieß einen leichten Schrei aus, ich knickte jammervoll zusammen.

Die Mutter aber legte los. Zunächst apostrophierte sie meine Gisela: „So! Sö san also der Mathematiklehrer von mein Buam! Na, wie mi dös freut, daß i Ihna endli kenna g'lernt hab! Aber wissen möcht' i, was er eigentlich von Ihna g'lernt hat! Ha?“ — Dann wurde ich apostrophiert: „Und du, Lausbua, ölendiga, schwind'lst mir so an Mathematikprofessor vor?“ Patsch, hatte ich die erste Mauschelle auf die linke Backe weg. Nun kam wieder Gisela an die Reihe: „Und Sö schamen 's Ihna net, daß Sö, a heiratsfähigs Frauenzimmer, mit so an Lausbuam rumziag'n?“ Patsch, saß die zweite Mauschelle auf meiner rechten Backe... Da entfloh Gisela... ich habe sie nie, nie mehr gesehen.

Meine erste Liebe hatte „ausgezithert“.



Es regnet Weizen

Illusionsbild aus dem Jahre 1550

KULKOWS MAULSCHELLEN

Von

MICHAIL SOSTSCHENKO

In Michail Sostschenko hat Sowjetrußland seinen „offiziellen“ Satiriker gefunden. Seine in Rußland beliebten Humoresken werfen grelle Schlaglichter auf die Zustände im Sowjetreich.

Wissen Sie schon? Der Bürokratismus hat bei uns aufgehört, eine Gefahr zu sein. Jawohl: der Amtsschimmel hat seinen Schrecken verloren.

Nämlich da hat neulich ein sehr geschätzter Genosse — Kulkow heißt er, Fedor Aleksejewitsch Kulkow — eine neue Methode im Kampf gegen den Bürokratismus erfunden. Ein genialer Kopf, nicht wahr?

Und dabei ist die Methode so wirksam und so leicht anwendbar, daß man sie wahrhaftig im Ausland patentieren lassen müßte. Bedauerlicherweise aber ist Fedor Aleksejewitsch Kulkow im Augenblick am Reisen verhindert — der Ärmste büßt nämlich gerade seine Erfindung hinter eisernen Gittern ab... Tja. Denn bekanntlich gilt der Prophet nichts in seinem Vaterlande.

Na, Kulkows Methode also ist folgende:

Kulkow pflegte sehr oft eine gewisse hochverehrliche Behörde aufzusuchen. In einer bestimmten, ihn selber betreffenden Angelegenheit. Seit ein, zwei Monaten bereits ging er hin. Täglich. Und immer ohne Erfolg. Das heißt, die Bürokraten dieser Behörde schenkten ihm absolut keine Beachtung — er mochte noch so viel bitten und betteln. Sie suchten seine Akten einfach nicht hervor. Schickten ihn von Zimmer zu Zimmer, von Stockwerk zu Stockwerk. Boten ihm Frühstücksstullen an. Oder aber schnaubten sich bloß höhnisch die Nasen, anstatt zu antworten.

Man muß nun allerdings zugeben, daß sie es auch nicht leicht haben, diese Bürokratenseelen. Denn tagtäglich werden sie von Dutzenden von Leuten mit allerlei dummen Fragen belästigt. Dadurch mag sich bei ihnen auch unwillkürlich so eine gewisse Nervosität und Grobheit heranbilden.

Leider konnte nun Kulkow auf diese intimen psychologischen Feinheiten keine Rücksicht mehr nehmen. Er konnte nämlich absolut nicht länger warten.

„Wenn ich's heute nicht schaffe, kann ich mich getrost begraben lassen,“ dachte er sich: „Denn dann wird es mindestens noch einen Monat dauern. Ich will mir daher lieber irgendeinen aus dem Büropersonal vornehmen und ihn, zunächst einmal nur ganz leicht, in die Schnauze schlagen. Vielleicht erreiche ich dadurch, daß man mir eine gewisse wohlwollende Beachtung zuteil werden läßt und meine Sache endlich in Schwung bringt.“

So denkend, begab sich unser Fedor Kulkow auf alle Fälle in das unterste Stockwerk — damit er, falls man ihn im Verlauf der Ereignisse zum Fenster hinauswürfe, nicht allzu schmerzhaft zu fallen brauche.

Als er hier nun gemächlich durch die Räume schlenderte, bot sich seinem Blick plötzlich eine empörende Szene dar. Sitzt da in einem weichgepolster-



Friedrich Winckler, Tannenberg

ten Lehnstuhl ein dicker Bürokrat mittleren Alters. Frischgestärkter Kragen... seidener Schlips... weiße Manschetten... sitzt — und tut einfach absolut nichts. Schlimmer noch — lümmelt sich in seinem Stuhl, pfeift mit leichtgespitzten Lippen ein Liedchen und trommelt mit den Stiefelabsätzen den Takt dazu.

Kein Wunder, daß Fedor Kulkow bei diesem Anblick außer sich geriet.

„Wie?“ dachte er wuterfüllt: „Sehe ich recht? Hier eine staatliche Behörde, ringsum Bilder der Staatsmänner, Bücher, Schreibtische — und dort dieser pfeifende und trommelnde Faulenzer von Bürokrat? ... Das ist ja schon der reinste Hohn!“

Lange, sehr lange blickte Fedor Kulkow den fetten Bürokraten scharf und unverwandt an, wobei sich seine Entrüstung von Sekunde zu Sekunde steigerte. Dann jedoch trat er langsam näher, holte aus und pfefferte dem anderen — ganz gelinde nur und sozusagen aus verhaltenem Handgelenk — eine mitten in die Schnauze hinein.

Natürlich fiel der Bürokrat prompt vom Stuhl. Mit dem Trommeln und dem Pfeifen war es aus — dafür aber begann er aus Leibeskräften um Hilfe zu schreien.

Selbstverständlich kamen nun von allen Seiten eiligst die übrigen Bürokraten herbeigerannt, nahmen Kulkow beim Kragen und hielten ihn fest, damit er nicht auskneife.

Mittlerweile hatte der Überfallene sich so weit erholt, daß er wieder reden konnte.

„Ich bin,“ begann der gute Mann, „zwecks Erledigung einer persönlichen Angelegenheit hierher gekommen und warte bereits seit dem frühen Morgen auf meinen Aufruf. Doch wenn man mich hier, in den Räumen einer staatlichen Behörde und noch dazu auf nüchternen Magen, mir nichts, dir nichts in die Schnauze zu schlagen anfängt, so bedanke ich mich dafür bestens! Ich kann auch ganz gut ohne so etwas auskommen.“

Na, Fedor Kulkow war natürlich äußerst verblüfft.

„Wahrhaftig, wertester Genosse,“ sprach er, „ich habe nicht gewußt, daß Sie hier zum wartenden Publikum gehören. Ich dachte, Sie wären ein ganz gewöhnlicher Bürokrat, dem man ein wenig auf die Beine helfen müßte . . . Es tut mir wirklich leid.“

Als der Vorsitzende des Amtes diese Worte vernahm, hub er sogleich aus vollem Halse zu brüllen und zu kommandieren an:

„Man schaffe unverzüglich die Akten Kulkow herbei!“

Hier aber meldete sich wieder der Überfallene zum Wort.

„Erlauben Sie,“ sprach er gekränkt, „bitte in solchem Fall auch mich zu berücksichtigen. Denn weshalb sollte ausgerechnet der Angreifer solch ein Privileg genießen? Lassen Sie bitte auch meine Sache erledigen! Mein Name ist Obreskin.“

Wieder hub der Vorsitzende zu brüllen an:

„Man schaffe unverzüglich die Akten Obreskin herbei!“

Jetzt begann der Mißhandelte sich mit heißen Worten bei Kulkow zu bedanken und ihm die Hände zu drücken.

„Schnauze hin, Schnauze her —“ sagte er freudestrahlend und bewegt, „— das ist hier ganz nebensächlich. Denn das ist bald vergessen. Doch für Ihren Beistand im Kampf gegen Schlamperei und Bürokratismus werde ich Ihnen bis an mein Lebensende dankbar sein.“

In aller Eile wurde nun ein Protokoll aufgesetzt. Dann wurde an Hand der herangeschafften Akten kurz und schmerzlos in Sachen Kulkow ein Urteil gefällt und alles weitere veranlaßt, genau, wie es das Gesetz vorschrieb.

Dem Mißhandelten dagegen mußte leider folgendes erklärt werden:

„Was nun Sie betrifft, junger Mann, so sind Sie da an eine gänzlich falsche Adresse geraten. Für Ihre Sache ist einzig und allein das Innenkommissariat zuständig. Wir bedauern aufrichtig.“

„Aber . . . erlauben Sie, liebe Genossen . . .“ rief der schmerzlich Überraschte aus, „. . . wofür in aller Welt bin ich dann in die Schnauze geschlagen worden!? Stellen Sie mir wenigstens eine kleine Bescheinigung darüber aus — etwa, daß man mich hier in Ihrem Amtsgebäude in der und der Angelegenheit am soundsovielten des Monats und Jahres unschuldigerweise mißhandelt hat.“

Diese Bescheinigung konnte dem Genossen Obreskin leider nicht bewilligt werden, worauf er in große Wut geriet und sich um jeden Preis mit Kulkow prügeln wollte — aus Gründen seines inneren Gleichgewichts sozusagen. Er wurde jedoch mit sanfter Gewalt an die frische Luft befördert, womit die ganze Angelegenheit erledigt war.

Es bleibt nur noch zu berichten, daß Kulkow auf Grund des so erwirkten Urteils für zwei Wochen eingelocht wurde — was jedoch völlig bedeutungslos ist angesichts der Tatsache, daß seine Sache eine so rasche und ordnungsmäßige Erledigung gefunden hat.

Deutsch von Herbert F. von Schidlowsky

WARNUNG

Von *Marcus Valerius Martial*

Qui nondum Stygias descendere quaerit ad umbras,
Tonsorem fugiat, si sapit, Antiochum.
Alba minus saevis lacerantur brachia cultris,
Cum furit ad Phrygios enthea turba modos;
Mitior implicitas Alcon secat enterocelas
Fractaque fabrili dedolat ossa manu.
Tondeat hic inopos Gynicos et Stoica menta
Collaque pulverea nudet equina juba.
Hic miserum Scythica sub rupe Promethea radat,
Carnificem duro pectora poscet avem;
Ad matrem fugiet Pentheus, ad Maenadas Orpheus,
Antiochi tantum barbara tela sonent.
Haec quaecumque meo numeratis stigmata mento,
In vetuli pyctae qualia fronte sedent,
Non iracundis fecit gravis unguibus uxor:
Antiochi ferrum est et scelerata manus.
Unus de cunctis animalibus hircus habet cor:
Barbatus vivit, ne ferat Antiochum.

XI, 84

Wenn einer kein Verlangen hat,
Die Unterwelt schon zu beziehn,
Dann geb ich ihm den guten Rat:
Meinen Raseur, den soll er fliehn.
In Phrygien beim Kybelefest
Herrscht eine grausam-wilde Sitte:
Das gottestrunkne Volk zerfetzt
Die Arme sich durch Messerschnitte.
Chirurgen sind, wie allbekannt,
Nicht von besonders milder Hand;
Es schneidet mitleidlos hinein
Die kund'ge Hand in Fleisch und Bein.
Doch mein Raseur, der Wüterich,
Läßt diese alle hinter sich.
Ja, für der Stoiker strupp'ges Kinn
Reicht seine Kunst gerade hin,
Und meinethalben alten Mähren
Mag er die staub'ge Mähne scheren.
Wenn der den Prometheus wollt rasieren,
So würde dieser protestieren.
„Nein“, würd' er trotz'gen Sinnes sagen,
„Soll lieber der Geier an mir nagen.“
Und Orpheus zög' die Mänaden vor,
Tönt' nur das Messer an sein Ohr.
In meinem Antlitz da die Schrammen,
Die ungezählten kreuz und quer,
Als ob ich ein alter Fechter wär':
Was glaubt ihr wohl, woher sie stammen?
Nicht mein erbostes Eh'gemahl
Hat mit den Nägeln das gemacht.
Oh, nein, das hat mit seinem Stahl
Der Frevler, der Raseur, vollbracht. —
Von allen Wesen weit und breit
Ist nur der Ziegenbock gescheit:
Der läßt sich seinen Spitzbart stehn,
Dem kann nichts vom Raseur geschehn.



KARRIÈRE

Dentibus antiquas solitus producere pelles
Et mordere luto putre vetusque solum,
Praenestina tenes defuncti regna patroni,
In quibus indignor si tibi cella fuit;
Rumpis et ardenti madidus crystalla Falerno,
Et pruris domini cum Ganymede tui.
At me litterulas stulti docuere parentes:
Quid cum grammaticis rhetoribusque mihi?
Frangere leves calamos et scinde, Thalia, libellos,
Si dare sutori calceus ista potest. IX, 73

Ich kannte ihn als Schuster noch,
Der mit den Zähnen 's Leder streckte,
In einem finstern Kellerloch
Bei altem Stiefelzeug verdreckte.

Und jetzt nennt er die Villa sein,
Die einst sein Herr besessen,
Schlemmt aus Kristall Falernerwein
Und liebelt mit Maitressen.

Mich haben sie zur Schul' geschickt
Die Eltern, diese Toren,
Und mit Grammatikunterricht
Hab ich die Zeit verloren.

Zum Teufel mit dem Federstiel!
Was werd ich mich da plagen,
Wenn mir die Bücher nicht so viel,
Wie dem die Stiefel tragen.

AN EINEN KRITIKER

Cosconi, qui longa putas epigrammata nostra,
Utilis unguendis axibus esse potes.
Hac tu credideris longum ratione colossum
Et puerum Bruti dixeris esse brevem.
Disce quod ignoras: Marsi doctique Pedonis
Saepe duplex unum pagina tractat opus.
Non sunt longa quibus nihil est quod demere possis
Sed tu, Cosconi, disticha longa facis.

Was, meine Epigramme sind zu lang?
So albern urteilt nur ein Seifensieder.
Der rhodische Koloß ist wohl zu hoch?
Und Tanagrafiguren sind zu nieder?

Laß Dich belehren: Manchem dicken Band
Wär' Kürzung auf zwei Seiten nur von Nutzen.
Was man nicht kürzen kann, ist n i c h t zu lang;
Doch Deine Disticha kannst Du noch stutzen.

(Übersetzt von Hermann Swoboda)

AMERIKANISCHES COLLEGE

Der folgende Artikel ist von einer deutschen Austauschstudentin an einem amerikanischen College geschrieben.

Los Angeles, Ende Juli 1936.

Das ganze Leben läuft maschinenmäßig ab. Morgens noch traumschwer gehe ich zum Waschraum und nehme den „shower“ (Dusche). Nur schnell wach werden, gleich heißt es sich eilen. — Dann rasch fertig anziehen, die Bücher nehmen — den 10-Minutenweg zu der Halle, in der es Frühstück gibt, im Laufschrift zurücklegen. Nach 8.30 Uhr bekommt man ja kein Frühstück mehr.

Andere Girls treffe ich auf dem Weg, ebenfalls hastigen Schritts, ein „Hallo“ ruft man sich zu, lachend und die ewig-gleiche Frage: „how are you today“ — um die ewig-gleiche Antwort zu erhalten: „just fine, and you?“ — Der Weg führt an Tennisplätzen und grünen taufrischen Wiesen vorbei. Könnte man ihn in Ruhe zurücklegen, so wäre es ein herrlicher Morgenspaziergang — aber das geht ja nicht, denn es eilt immer. Man stürmt in den Speisesaal: hier eine Menge ungedeckter schwarzpolierter Tische, die Wände hellgrün, stickig die Luft, das Atmen fällt schwer. Man stellt sich hinten an der Reihe auf, die bis zur Mitte des Saals steht. Ein Blick auf die Uhr: — wenn ich in 3 Minuten drankomme, dann habe ich noch 5 Minuten Zeit zum Essen und 3 Minuten für den Weg bis zur Klasse. Vor mir steht die Leiterin meiner Halle — hallo, how are you... und beide denken wir dabei, daß wir die gedörrten Pflaumen nicht mögen. Die stehen vor uns auf dem Büfett.

Man wählt in der Eile, was man erwischen kann, nicht, was man mag. Das braune Lacktablett, auf dem Serviette, Besteck und Tasse schon bereitliegen, wird schon weitergeschoben. Ohne zu überlegen, greift man nach den bereitstehenden Getränken, Kaffee oder Schokolade, Eiswasser, nur schnell zum Tisch damit — noch 5 Minuten! Virginia, die italienische Austauschstudentin, setzt sich dazu. Sie hat schon eine 8-Uhr-Klasse gehabt — kommt rasch, zwischen dieser und der nächsten das Frühstück zu nehmen. „Hurry up“ — noch 2 Minuten: Der Kaffee ist zu heiß, also stehen lassen. „Have a nine o'clock.“ Ja. Gehen wir zusammen. Hinter mir zwei Schülerinnen. Kämmen sich die Haare noch auf dem Weg. — —

Endlich in der Klasse. Als ich ins Zimmer trete, Reden, Lachen. Von mir nimmt man vorläufig keine Notiz. „Guten Morgen“ — „Guten Morgen“. Niemand steht auf, man unterhält sich weiter. „What guy did you go with, last night?“ „Bitte, lesen Sie, Seite 14!“ — Betty malt sich die Lippen. Wir lesen „Parzival“. Die Zeit schleicht dahin — ich bitte um Aufmerksamkeit — auf amerikanische Art, umsonst. — Da erzähle ich einen Witz: großes Gelächter — und endlich sind alle wach, hören zu. Nur jetzt die Gunst nicht mehr verlieren. Alle hören zu. Pat gähnt aber bald laut, packt die Bücher zusammen. Es hat noch nicht geklingelt. Helen schreibt noch immer an ihrem Brief. Ich spreche jetzt vom „reinen Tor“. Endlich die Klingel. „See you to-morrow“... Eine Zigarette wäre jetzt eine Wohltat. Aber die ist verpönt, man raucht nicht auf dem „Campus“. Auch nicht im eigenen Office. Auch nicht im Freien — warum denn auch? „It just is'nt done.“

Ich habe jetzt 8 Minuten Pause, dann kommt die nächste Stunde: Goethe — da Telephon — warum ich meinen Stundenplan für die letzte Woche noch nicht



(Aus der Biennale-Ausstellung in Venedig)

„Unsere besten Freunde sind die Bauern“

Gemälde von Giovanni Barbisani



„Wir werden scharf zielen“

Gemälde von Valerio Faschetti

DIE 5 RINGE IN VERSCHIEDENER AUFFASSUNG



Abendstimmung am Olympiastadion

Fot. Martin Dzugas



Brunnen auf der Triennale 1936
(Entwurf Cattenea und Radicetti)

Fot. Crimella, Mailand



Treppenhaus der Triennale in Mailand

Fot. Crimella, Mailand



Oberflächenspiegelung an einer Thermosflasche

Fot. Willy Zielke



(Aus der Biennale-Ausstellung in Venedig)

Der Fallschirmspringer
Gemälde von Giuseppe Usellini

eingereicht hätte? Eine Stunde sei noch fällig von der vorletzten Woche — ich verspreche sie nachzuholen. Zurück ins überheizte Klassenzimmer. Erst die Fenster aufgerissen. Zurück zu Faust: „Gretchen“ — („she is the oldfashioned [altmodisch] tipe of a girl“). Ich lese den Osterspaziergang, vergesse den Unverstand, der mich umgibt, ach, ich höre Wüllners Stimme: Vom Eis befreit . . . bin meilenweit fortgetragen über den Ozean nach Hause . . . Da sitze ich im Vortragsabend (zum ersten Male habe ich diesen zu besprechen), höre des alten Mannes herrliche Stimme, seine packende Gestaltung . . . Eleonore kommt zu spät. Zurück aus den Wolken. „Übersetzen Sie“ . . .

Es ist 11 Uhr. Es ist sehr heiß jetzt. Ich bin so müde. Langsamer Nachhauseweg. Die Papiere zum Korrigieren unter dem Arm. 46 Stück! Wenn ich sie gleich korrigiere, dann kann ich vielleicht am Nachmittag nach . . .?

Automatischer Gang zum Postoffice: Rechnung vom Dentist, Reklame-Drucksachen, aber nichts von Deutschland, nichts von zu Hause! Rasch ein Glas Eiswasser, eine Zigarette im Collegeshop — schon eine Viertelstunde ist verloren.

In meinem Zimmer gleich ans Papierekorrigieren. Ein Zettel von Mirella: nous sommes invitées pour un dinner officiel ce soir il faut y aller . . . Ach ich wollte so gerne schreiben heute abend . . . arbeiten endlich mal für mich . . .

Der Rotstift fliegt über das Papier — noch 25 Papiere, ich werde nicht fertig. Die Arbeiten sind so schlecht, war die Aufgabe zu schwer? Waren die Mädels zu müde? Noch 18 Papiere . . .

Telephon, die „Dean“ will mich sprechen . . . Händewaschen, Gong: Mittagessen: — Ich muß die Papiere liegen lassen — man darf nicht zu spät in den Speisesaal kommen, sonst ist die Türe geschlossen und man kann sich außerhalb seinen Lunch kaufen gehen. Dafür aber kein Geld übrig. Ich setze mich an den „headtable“. Das verlangt man von mir. Gerade sitzen. Meine Hände sind unruhig, man muß so lange warten. Audy bedient uns. Sie sieht so frisch aus. Wie sie das nur macht? Vor zwei Wochen hat sie ihre Mutter verloren, sie bedient jetzt bei den Mahlzeiten, verdient sich damit einen Teil des Zimmergeldes. Die Servierbretter sind schwer, der Weg zur Küche ist sehr weit und um 1 Uhr muß sie im Kunstsaal wieder Modell stehen. „Hallo Audy, how are you?“ „Just fine“ und sie lächelt. Tapferer Kerl. Noch zwei Jahre und dann, vielleicht hat sie ein „job“. Kommt im großen Warenhaus unter, da nehmen sie jetzt nur noch Collegedgirls. Die sind meistens „attractive“ (anziehend), haben gute Manieren. Oh! — da habe ich aus Versehen unter die Tischplatte gegriffen: — alter Kaugummi . . . herrliches Land!

Das Maisgemüse und die süßen Kartoffeln sind schrecklich, und die Mayonnaise auf dem Kompott. Am „freshmen“tisch (Jung-Studentinnentisch) singt man die Collegehymne. Die haben's schön.

Wieder zurück zu den Papieren, dann vorbereiten für die Klassen des nächsten Tages. Erklären, was activum und passivum ist . . .

Es ist noch immer so heiß. Jetzt kommt Gredie zur Stunde, „hallo“ . . . sie hat einen Aufsatz zu schreiben: „shortstory“ — ich soll helfen . . . Nach ihr der nächste „Tutie“ (Nachhilfegirl), diesmal französische Nachhilfe. Nach ihr Phillis, in Deutsch.

Todmüde lege ich mich endlich hin. Wecker auf 6.15 Uhr. So spät schon. Rasch umziehn: Abendkleid zum Formal-dinner. Ein Mann aus Genf spricht: über Fascismus, Demokratie. Die „Dean“ im roten Abendkleid ist sehr imponierend, wenn man nicht längst ihre Schwächen kannte . . .

Mirella steht neben mir, die italienische Austauschstudentin — wir wissen beide, was wir von Genf zu erwarten haben! Aber wir hören geduldig zu, „keep smiling“, das haben wir hier gelernt. Nach Tisch, allgemeine Aussprache. „Mr. Smith“ stellt man uns vor. Beiderseitiges Versichern: „glad to meet you“ und wir wünschen uns zum Teufel. Die Schuhe drücken und die Luft ist so stickig. „Mirella, une glace“ — „mais oui, allons“.

Endlich um 8 Uhr in der kleinen verbotenen Kneipe, die uns eine Stunde „dolce far niente“ und Alleinsein sichert. „Fatiguée? Laisse nous voir quelquechose“ ja ja — die restlichen Papiere bleiben eben unkorrigiert, die eigene Arbeit ungetan...!

Nur heraus, „relaxation“ weiß Gott, ausspannen tut not. Und man kann rauchen im Kino. Wildester Gangsterfilm — neben mir Lachen, ich zittere vor Aufregung, kann derartiges noch immer nicht ohne Erregung anschauen. Der Amerikaner neben mir dagegen entspannt — sichtlich und hörbar — er kaut und läßt seine Beine über den vor ihm stehenden Sessel hängen.

Der Campus liegt im Schweigen, im nächtlichen Frieden, Sterne leuchten am unendlichen, stets hellblauen kalifornischen Himmel. Der Nachtflieger mit den Leuchtzeichen verschwindet weit hinaus, hinter die dunkle bizarre Silhouette der unendlichen Wolkenkratzerstadt, hinter die Frisco-Skyline dem Ozean zu. Die schlanken Blätter der schwankenden Eukalyptus-Bäume rauschen im Winde, geheimnisvoll wissend um einsame nutzlose Wünsche.

Ein Streifen nackter Rinde klatscht vor mir zur Erde, zerschlägt trauriges Sehnen. Fröstelnd trete ich ins Haus.

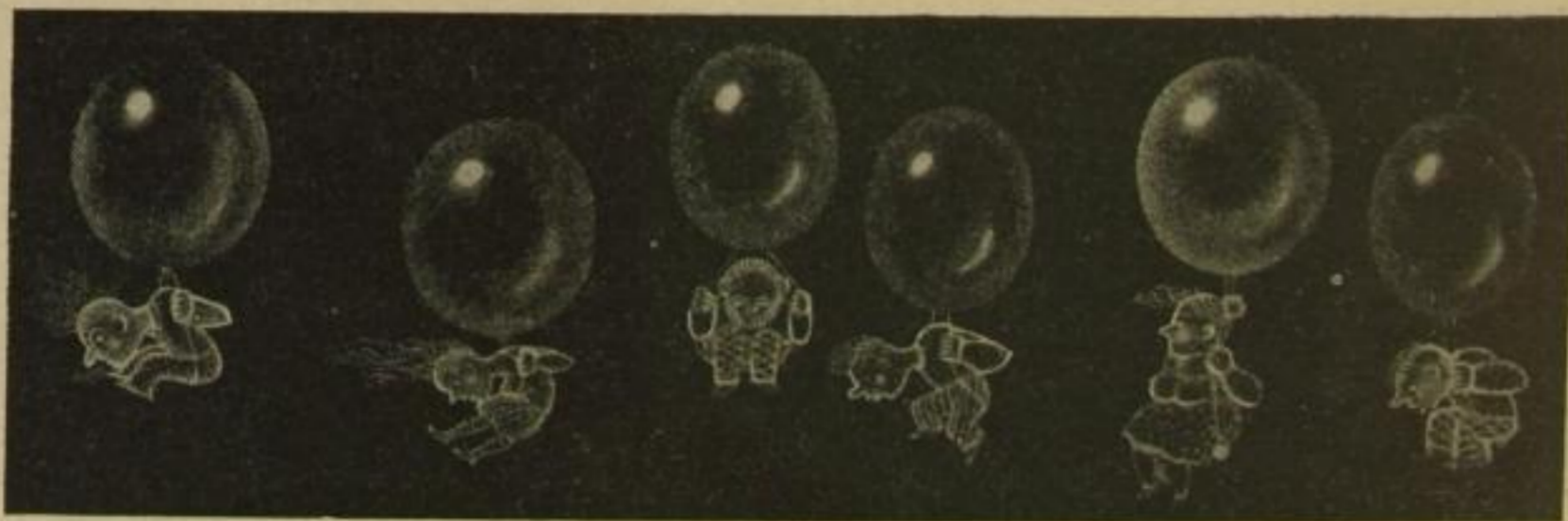
R. J. Dieffenbacher

*Der Turm von Pisa steht noch immer schief, und auf dem Markusplatze
schnäbeln noch die Tauben.*

*Auch Du bist noch bei mir, so wie vor manchem Jahr; es ändert sich halt nichts,
's ist nicht zu glauben.*

*Versunken war Pompeji und blieb doch, die Steinzeit selbst erhielt sich durch
Äonen.*

Vergänglich sind wir Menschen nicht einmal, es schwinden lediglich die Illusionen.



Traumflug

Bold

FREMDWÖRTERBUCH

<i>Absurd:</i>	wenn einer auf bessere Zeiten hofft.
<i>Adhäsion:</i>	die Kunst, in jeder Kneipe der Letzte zu sein.
<i>Brevier:</i>	das Scheckbuch.
<i>Charakter:</i>	ein Hindernis in der Karriere.
<i>Corsett:</i>	die Stütze der Hausfrau.
<i>Debatte:</i>	der Anfang einer Schlägerei.
<i>Diplomatie:</i>	keep smiling mit dem Dolch im Gewande.
<i>Erotik:</i>	ein beliebtes Gesellschaftsspiel zu zweien.
<i>Expansionskurve:</i>	der wissenschaftliche Ausdruck für „Schmerbauch“.
<i>Feuilleton:</i>	das, was in der Zeitung noch gelesen wird.
<i>Finanzen:</i>	ein Kreuzworträtsel für den Staat.
<i>Gage:</i>	Aberglaube bei Schauspielern.
<i>Genie:</i>	einer, dem was einfällt.
<i>Hokuspokus:</i>	siehe Politik.
<i>Ideale:</i>	Spielzeug für große Kinder.
<i>Journalismus:</i>	Seiltanz zwischen den Zeilen.
<i>Kapital:</i>	ein mythologischer Ausdruck für eine schöne Sache.
<i>Literatur:</i>	der Nachweis der Existenz, aber auch der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes.
<i>Makulatur:</i>	die öffentliche Meinung von gestern.
<i>Nonsens:</i>	das, was jederzeit möglich ist.
<i>Nervosität:</i>	die Rache der Natur an der Zivilisation.
<i>Optimist:</i>	ein Unheilbarer.
<i>Philosophie:</i>	das Vermögen, die Welt anders zu sehen, als wie sie wirklich ist.
<i>Politik:</i>	moderner Ausdruck für schwarze Magie.
<i>Rekord:</i>	der Fortschritt ins Nichts.
<i>Resignation:</i>	Leidenschaft a. D.
<i>Statistik:</i>	ein Mädchen für alles.
<i>Talent:</i>	das, womit man Geld verdient.
<i>Theorie:</i>	die falsche Meinung des andern.
<i>Universität:</i>	Exerzierplatz für künftige höhere Staatsbeamte.
<i>Utopien:</i>	„olle Kamellen“ von übermorgen.
<i>Vulkan:</i>	ein Tanzplatz in kritischen Zeiten.
<i>Watercloset:</i>	das achte Weltwunder.
<i>X:</i>	ein Buchstabe, der manchen für ein U vorgemacht wird.
<i>Zivilisation:</i>	der Beweis, daß ein Stück Seife wichtiger ist als die Vernunft.

H. Bck.

Hans Beißack 555

ILLUSIONEN

Illusionen sind das Existenz-Minimum der Menschen. Nimm sie ihnen und sie sind nicht mehr lebensfähig!

*

Illusionen sind wie Kinderluftballons: sie platzen mit lautem Knall, doch man freut sich auch noch des Knalls.

*

Die Illusion: die rosarote Brille, durch die wir die Welt betrachten.

*

Wer keine Illusionen hat, hat wenigstens irgendeinen kleinen Privat-spleen. Wer auch den nicht hat, sehnt sich danach.

*

Illusion: ein Blumenbeet, das man heimlich mit imaginärer Gießkanne begießt, eine Südsee-Insel, von der man träumt, ein stilles Glück im Winkel, in dessen Herddämmerdunkel keine Verstandeslampe hineinzuleuchten vermag.

*

Zauberkünstler sind sozusagen Illusionisten zur Potenz erhoben: sie machen Illusionisten — den Menschen — Illusionen vor.

*

Man stirbt eher an einer Erkenntnis denn an einer Illusion. Einbildungen wirken lebensverlängernd. Genau wie die Dummheit.

*

Der Buchtitel: „Das Herz, von einem Traum genährt“ könnte über dem nie endenden Kapitel: „Die Geschichte der Menschheit“ stehen.

*

Columbus und Don Quichotte: die beiden größten Illusionisten. Alle ihre Siege, alle ihre Niederlagen flossen aus der einen Wurzel: Glaube an die verzaubernde Macht der schönen Einbildung. Napoleons Illusionen hätten beinahe den politischen Erdteil Europa geschaffen.

*

Illusionismus oder die Philosophie des „Als ob“. Als ob nicht alles, was wir denken, eine Illusion wäre!

*

Die Illusion und das Absolute sind Antipoden, äußerste Pole, durch Meere und Abgründe getrennt. Beide haben etwas Gemeinsames: sie lassen sich nicht beweisen!

*

Auch die Erkenntnis ist eine Illusion: das menschliche Gehirn ist einer absolut gültigen Erkenntnis nicht fähig.

Richard Drews



Das Licht

Holzschnitt von Ed. Braun

M A R G I N A L I E N

Theater ohne Illusion

Ich hatte noch nie in meinem Leben auf der ersten Parkettreihe des Münchener Nationaltheaters gesessen, nun tat ich es, wir alle taten es, eine Menge Leute, die ich nicht kannte, saßen in Mänteln auf den ersten Parkettreihen herum und warteten. Hinten gähnten hoch hinauf die leeren Ränge.

Ich hatte kalte Füße, und Johanna, die neben mir saß, sagte, sie hätte auch welche; wir sahen in das Orchester hinein, in dem Stühle und Notenständer wie Unkraut durcheinanderstanden, und

hinter uns sagte eine Frau, die Dekoration, die auf der offenen Bühne ins Leere starrte, gehöre zu den Lustigen Weibern von Windsor.

Ein Mann erschien auf der Rampe, um uns einen Vortrag zu halten.

Es war ein mittelgroßer Mann von gutem Äußeren, jedoch ganz ohne den bedeutenden Zug, den man bei Leuten, die mit dem Theater zu tun haben, zu erwarten pflegt. Über die Geschichte der Bühnentechnik redete er, über Kulissenbühne, Schiebebühne und Drehbühne,

um schließlich auf das zu kommen, was wir hier vor uns sähen, nämlich eine Bühne, die man hydraulisch in die Höhe heben könnte, um darunter ein zweites Stockwerk auftauchen zu lassen. Auf der ganzen Welt sei dies vorläufig die einzige derartige Einrichtung, und die Menschen, die bemäntelt auf den ersten Parkettreihen saßen, blickten ehrfürchtig auf.

Der Mann hob die Hand. „Sehen Sie —“ sagte er und winkte in die Kulisse, „— den Himmel —“

Etwas entrollte sich und zog langsam und hellblau wehend über die Rückwand der Bühne, bis es sie in weitem Bogen ganz verhüllte. Dies also war der Himmel, in dem der liebe Gott wohnte, und auf den man seine Wolkentiere, seine Abendröten, seine Sterne und seine Blitze mit Apparaten projizieren konnte. Ein weites Tuch nur, das summend auf- und abrollte, und hinter dem sich nichts als eine kahle, schmutzige Wand verbarg.

Abermals winkte der Mann, und mit dem leisen Donner, bei dem man abends immer an die Götter der Unterwelt dachte, rollte die Drehbühne herum, marionettenhaft geschminkt und leblos starrte uns im fahlen Licht eine Dekoration nach der anderen an und verschwand wieder.

Und der Mann winkte zum drittenmal, — das Wunder geschah. Nun wurde auf einmal die ganze bunte Unwirklichkeit, die sich eben vorbeigedreht hatte, lautlos in die Höhe gehoben, wirre Maschinen - Eingeweide tauchten entblößt vor unseren Augen auf, langsam, von unsichtbarer Kraft bewegt, schob sich das Ganze nach oben, blieb in halber Höhe der Bühnenöffnung hängen...

„Natürlich,“ sagte der Mann, — er sprach sehr eifrig, aber ganz unpathetisch, obwohl es sein eigenes Geschöpf war, das er hier seine Künste zeigen ließ, — „natürlich kann ich auch so weit fahren, bis die untere Bühne hier

oben angelangt ist, aber dann sehen Sie ja nichts mehr von dem Mechanismus. Nämlich —“ fuhr er fort, und dann setzte er eine Versenkung in Betrieb und erklärte die technische Einrichtung.

Die schwache Erinnerung an eine Macbeth-Aufführung, die ich als Kind gesehen, kam mir, maßloses Grauen hatte mich erfüllt, als Banquos Geist aus dem Boden gestiegen war, von grünlichem Schein umflossen. Nun machte man es mit hydraulischer Kraft. —

Und dann standen die Leute in den Mänteln auf, und wir alle durften durch schmale, getünchte Gänge, bemalt mit „Ruhe“ und „Rauchen verboten“, auf die Bühne hinaufkommen.

Ich habe schon einmal am Abend einer Aufführung in den Kulissen eines großen Theaters gestanden und habe die erfüllte Atmosphäre gespürt, die dann herrscht, Geruch von Schminke, eiliges Flüstern, das Rauschen spröder Kostümseide, die buntglühenden Lampen, die Hast, die Erregung, die Spannung, die sich wie eine heißdurchpulte Hand auf Stirn und Wangen aller legt, während vorn auf den Brettern das Spiel seinen Lauf nimmt.

Aber jetzt am Nachmittag war alles tot und leer, zur Besichtigung freigegeben, wie der Körper eines Verstorbenen in der Anatomie. Das heiße Herz schlug nicht, es lag leer und aufgeklappt und ließ doch nichts von dem Geheimnis sehen, das es beben machte, lachen und weinen, überfließen und sich füllen. In den Kulissen der lustigen Weiber kletterten wir herum und sahen, wie hoch der Raum war, an dessen Wänden die Kabelbündel hinaufließen, schmutzig und kalt. In der Ecke hing aufgerollt der Himmel. Auf dem fünften Bild der Drehbühne stand ein Baum aus Pappe, und auf den Boden waren die Markierungen für die Versatzstücke gemalt.

Auf der unteren Bühne, zu der wir zwischen Kabelgewirr, hydraulischen Kesseln, Schalttafeln und Fahr-

stuhlschächten hinabkletterten, war es ganz leer, nur im Hintergrund standen goldgrüne Säulen, auf deren kahle Rückseiten mit ungeschickten Buchstaben „Aida, 2. Akt“ gemalt war.

Johanna sah hinauf zu dem über uns hängenden Gestänge. „Phantastisch,“ sagte sie, „nun weiß man, wie es gemacht wird...“ Ich antwortete nicht.

Als wir hinaus kamen, hatte es zu regnen begonnen; es mochte ungefähr sechs Uhr sein. Eine Straßenbahn heulte. Wir hatten keinen Regenschirm mitgenommen.

Hans Kricheldorf

Dramatische Wirkung. Ein französischer Soldat saß auf der Spitze eines Hügels und überblickte die Garnisonstadt, die vor ihm ausgebreitet lag. Sein Pferd war neben ihm angepöfcht, ruhig rauchte der Mann, aus der buntbemalten Pfeife stiegen blaue Wölkchen in den klaren Morgen. Von Zeit zu Zeit wandte der müßige Soldat den Blick vom Marktplatz der Garnison zu dem mit vielen Stempeln bedeckten Briefumschlag, den er in der Hand

hielt. Ein Kamerad kam vorüber. „Nun, was tust du denn hier?“ „Ich bringe“, sagte der müßige Reiter, „MacMahons Pardon für den Leutnant Flichmann, der heute morgen erschossen werden soll.“ „Mann Gottes! und dann sitzt du hier! Lauf los, Mensch!“ „Aber nicht doch“, sagte der Raucher. „Sieh doch, da ist kaum eine Seele auf dem Marktplatz, und das Exekutionskommando ist noch nicht mal angetreten. Du wirst mein Erscheinen doch nicht um alle dramatische Wirkung bringen wollen?“

Organische Verbindung. Lenbachs Villa bestand aus zwei Teilen. Während des Baues fragte ihn jemand: „Werden die beiden Häuser nun irgendwie verbunden?“ — „Natürlich“, antwortete Lenbach. „Durch eine gemeinsame Hypothek.“

Gesprächsfetzen im Speisewagen. „... Von London bin ich auch nach Oxford gefahren. Ich sage Ihnen: al-ter-tümlich! Aber die 3. Klasse im Zuge ist gepolstert!“



Handlese Kunst

Rudolf Großmann

Kunst und Leben ohne Illusion

„Olympiatraining: die Vertreterin Australiens Eveline de Lay beim Startsprung, Aufnahme Rolleiflex, Blende 8, $\frac{1}{300}$ sek., Grünfilter, Sonnenblende.“ —

„Der deutsche Tennismeister von Cramm bei einem backhand, $\frac{1}{500}$ sek., Blende 4,5, auf orthochromatischem Feinkornfilm.“ —

„Bitte verlangen Sie an jedem Kiosk nach unserer Zeitschrift. Wir setzen die Serie von Tatsachenberichten unter dem Titel: „Wie es wirklich war“ in der nächsten Nummer fort.“ —

„Tönende Wochenschau: Bei einer Kunstflugveranstaltung im Staate Illinois (USA.) stießen zwei Flugzeuge in der Luft aufeinander. Beide Piloten stürzten tödlich ab (in Zeitlupe).“ —

„Wir wollen Augenzeugenberichte, laßt Prozeßakten sprechen.“ —

„Die Röntgeneinrichtung im zweiten Akt unseres Bühnenspiels „The Doctors Secret“ ist von der Firma Weniger & Co., Dammstraße, zur Verfügung gestellt, der Damenpelz im letzten Akt stammt aus dem Fourrure - Atelier Lion.“ —

Das ist Sehen, Leben und Erleben *ohne Illusion*. Emile Zola ist nichts dagegen und James Joyce beginnt überflüssig zu werden.

*

Wie sieht das alles nun aber wirklich aus? Die australische Schwimmerin springt keineswegs ins Wasser, wenigstens nicht in jener $\frac{1}{300}$ Sekunde, sie steht vielmehr in der Luft, waagrecht, starr und deutlich in allen Details erkennbar wie ein hochgotischer Wasserspeier an einer französischen Kathedrale. In $\frac{1}{300}$ Sekunde. Der Tennismeister springt nicht nach dem Ball, sondern er klettert an seinem Rackett in die Luft wie ein indischer Fakir

nach dem frei im Raume schwebenden Seil. So hängt er dort mit angespanntem Gesicht, vor ihm steht frei in der Luft der winzige weiße Ballon. Eine fünfhundertstel Sekunde hat es gedauert, und nun wird es noch dauern bis in die Ewigkeit, oder mindestens solange die hochempfindliche feinkörnige Photovergrößerung nicht vergilbt. Und die Flugzeuge prallen aufeinander, — ein Unglück für die Piloten, ein Glück für die Kamera, — gefragt wurden sie nicht, — und so stürzen sie immer wieder und wieder vor zahlendem Publikum, selber unehonoriert, in Zeitlupentempo zerschmetternd zur Erde — an Wochentagen zwei-, an Sonntagen dreimal. Wir haben uns schon an vieles gewöhnt und wir werden uns weiter gewöhnen. Wir sahen Fallschirmabspünge, Todesfahrten, Loopings mit und ohne tödlichen Ausgang, im Zirkus, auf der Kampfbahn und — im Tonfilm. Wir wollen es genau sehen, man zeigt es uns nicht anders. Nun haben wir Blut geleckt.

*

Wir leben in einem Jahrhundert ohne Illusionen. Das Ende des vorigen bescherte uns noch den blauen Dunst der Impression in Malerei und Dichtung. Daneben aber auch die Daguerreotypie. Jedoch waren jene ersten Bilder mit diesem Apparat nicht weniger impressionistisch als alle Darstellungen in „Kunst und Leben“ dieser Zeit der Lochkamera und der plain air - Impression. Heute sind wir weiter. Wir haben eine „Photo-Technik“ mit Weitwinkel und Naheinstellung, die Zeit wird gerafft und durch die Lupe gedehnt, der Raum wird verkleinert und vergrößert, die Präzision unseres Erkennens erstreckt sich über eine „Tiefen-



Kirchgang in Ramsau

Fot. Walter Berke



Schloß Meersburg

Fot. Vosseler



Fot. Associated Press

Modell der Londoner Hafenanlagen



(Aus „Das deutsche Lichtbild“ 1936)

Fot. Lothar Rübelt

Kurven im Schnee



Gräfin Lichtenau, nach einem zeitgenössischen Spottbild,
auf ihrem vermeintlichen Thron, umgeben von Schmeichlern und Höflingen



Der Spukpavillon im Schloßpark Charlottenburg



3 Fotos Sammlung Walter Schneider

General v. Bischoffswerder

schärfe“ ungeahnter Dimensionen. Die Künste wetteifern in der Lieferung neuester Sachlichkeiten. Jeder Photo-Amateur vermag auf feinstkörniger Emulsion die schärfste „Einstellung“ — natürlich automatisch wie die Belichtungszeit — zu erzielen. Und die Maler zählen die Stacheln der Kakteen, bevor sie sie abzubilden beginnen. Auf den Bühnen atmet man gleicherweise die Luft der neuen Wirklichkeit in den Stahlmöbeln der Operationssäle wie in den Koben der unrealistischen (nicht surrealistischen) Schweinekomödien. Und schließlich die Dichter beschreiben nicht nur die Bienchen, und die Beinchen der Bienchen, sondern nun auch die Härchen der Beinchen an den Bienchen. — — —

Die Stile aller Zeiten schlossen in sich die selbstverständliche Voraussetzung von Illusionen, durch welche ja ihre Existenz bedingt war. Unsere Zeit macht sich nach fast vierzigjährigem unwilligem Suchen durch alle Stile und -ismen hindurch keine Illusionen. Ihr Stil ist der Stil der — Illusionslosigkeit.

Peter Lufft

Der Spukpavillon in Charlottenburg. *Hans Rudolf von Bischoffwerder*, der Geistergeneral, wie er zu seiner Zeit im Volksmunde hieß, verstand in Gemeinschaft mit dem gleichgesonnenen Minister Wöllner, den Prinzen Friedrich Wilhelm, späteren König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, so in den Bann seiner Rosenkreuzer-Mysterien zu zwingen, daß dieser zeitweise in schwerste seelische Depressionen geriet.

In dem heute noch stehenden Belvedere im Schloßpark zu Charlottenburg, dem sogen. „Spukpavillon“, fanden im Beisein des Prinzen bei magischer Beleuchtung Geisterbeschwörungen statt, in welchen vermittels geschickter Spiegeltricks Größen aus der römischen Ge-

schichte „zitiert“ wurden, welche den verängstigten Prinzen mit donnernder Stimme auf seinen unsittlichen Lebenswandel hinwiesen. Der Prinz soll mehrmals nach solchen Sitzungen Besserung gelobt haben. Seinen Umgang mit der Gräfin Lichtenau hat er jedoch nur zeitweise aufgegeben und, wie bekannt, hat diese vielfach zu Unrecht verurteilte Frau, die einzige, welche den König wirklich liebte, diesem bis zu seinem Lebensende die Treue gehalten.

Fridericus und der Fremdenverkehr

Friedrich der Große war ein erklärter Feind des Wegebaues. Schon im ersten Monate seiner Regierung antwortete er dem Generaldirektorium auf eine Bitte um 195 Taler für die dringend notwendige Ausbesserung der Landstraße zwischen Rheinsberg und Ruppin: „Wen die anderen anschlüge der Dohmänen Cameren so ridicul wie dieser seindt, so meritieren die Kriegs Räfte wekgejaget zu werden, den die Reparation ist gantz und gar nicht nöthig, ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs Camer vohr ein großes Best halten, umb mit ein solches ungereimtes Zeuch und das mirh besser bekannt ist mirh bey der Nahße krigen wollen!“ Seine seltsame Abneigung begründete der König einmal so: er wünsche, schlechte Chausseen in seinem Lande zu haben, „damit die fremden Fuhrleute desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen“.

H. L.

Zu diesem Heft. Der Beitrag „Illusion und Desillusion“ von David Devant erschien in „The Windsor Magazine“ London und wurde aus der „Auslese“ übernommen.

Mailänder Triennale. Das heutige Italien zeigt seine fortschrittliche Gesinnung in allen Äußerungen des staatlichen und privaten Lebens. Es ist vielleicht das erstemal, daß ein Staat im Neuaufbau nicht nur an monumentale Leistungen denkt, sondern gleichzeitig die radikale Umformung des täglichen Lebens in Angriff nimmt. Mussolini ist sich bewußt, daß ein neues Staatsbewußtsein und ein neues Lebensgefühl sich nur entwickeln können, wenn die Lebenshaltung des ganzen Volkes auf neue Grundlagen gestellt wird.

Die große internationale *Ausstellung für Architektur und Kunsthandwerk*, die alle drei Jahre in Mailand stattfindet, bringt mit großem Geschick und sicherem Organisationssinn alles zusammen, was in Italien und in ganz Europa zur Neugestaltung des menschlichen Lebens erdacht und geschaffen wurde.

Ein Blick in die verschiedenen Pavillons zeigt vor allem die erstaunlich rasche Entwicklung einer italienischen Monumentalkunst, die durch die neuen staatsbildenden Ideen endlich wieder eine neue Grundlage erhalten hat. Die Verherrlichung der Arbeit und der Familie sind die wesentlichsten Motive, die in allen Materien und Techniken ihre künstlerische Formung finden.

Die früher so hochentwickelte Glasindustrie von Murano, die Jahrhunderte hindurch von ihrem alten Ruhm gezehrt hatte, ist zu neuem Leben erwacht und schafft Formen und Geräte, die ebenso sehr den modernen Bedürfnissen wie auch der Eigenart des edlen Materials entsprechen.

Besonders charakteristisch ist die vergleichende Schau internationaler Architektur. Mit Recht hat man die großen Verwirklichungen architektonischen Wollens aus den Pavillons der einzelnen Länder herausgenommen, um sie nebeneinander zu zeigen.

Ausstellungstechnisch besonders gelungen sind die Abteilungen, in denen unabhängig von einzelnen Künstlern und Industrien allgemeine Probleme aufgezeigt werden. Durch vergleichende Gegenüberstellungen von guten und abschreckenden Beispielen in eindrucksvollen Photomontagen und suggestiver Beschriftung wird das große Publikum mit den Fragen des Städtebaus, der ländlichen Architektur des Mittelmeerbeckens und der Beziehung moderner Baukunst zur italienischen Tradition vertraut gemacht. Ein schlagender Beweis für die tiefe Verwurzelung der neuen künstlerischen Ideen im Volke ist die umfangreiche Ausstellung von modernen Inneneinrichtungen, die in verschiedenen Gruppen für Arbeiter, Angestellte und freie Berufe aufgeteilt, ausschließlich aus Serienmöbeln zusammengestellt sind.

Der wahre Sinn einer solchen Kundgebung wird aber erst augenscheinlich durch ihre Erfüllung im täglichen Leben. Der Fremde ist in den italienischen Städten immer wieder überrascht, wie sehr der neue Lebensstil sich bereits durchgesetzt hat. Jeder Laden, der neu ausgestattet wird — und deren sind viele —, jeder Friseursalon und jedes Café zeigen einen neuen, kultivierten Geschmack bis in alle Einzelheiten, der sich nicht mehr ängstlich an Traditionen klammert, sondern in dem festen Bewußtsein lebt, daß ein neuer Geist nur lebendig bleiben kann, wenn er sich in einer neuen Form offenbart. Fritz Neugaß.



Thomas Wolfe Zeichnung von Rudolf Großmann

Ich zeichne Thomas Wolfe

Von
RUDOLF GROSSMANN

Er sieht aus wie ein Engel aus der Barockzeit.

Seine lässig vorgeschobene, beweglich nasse Unterlippe ist die eines Säuglings, der mit einer saueren Gurke entwöhnt wurde. Er könnte ein schwarzer Zwillingbruder seines blonden Verlegers Rowohlts sein.

Ein Reporter tritt ein: Thomas Wolfes Gesicht reißt sich zusammen, bekommt etwas von der Geballtheit eines Martin Luther.

Die Schultern dieses hochgewachsenen Amerikaners wirken wie Mauerbrecher — sie sind in ständiger Bewegung.

Seine Worte überstürzen sich — sie kommen plastischer Formung kaum nach.

Der Dolmetscher flötet: „Morgen erwartet Sie Mrs. X. Y. aus der amerikanischen Kolonie, — she likes you!“ — Sofort entspannt sich der Riese, — er lehnt sich lässig zurück, die Augen bekommen kindlich gläubigen Glanz: „oh! yes she likes me,“ sagt er mit naiver Hingebung.

Er liebt romantische deutsche Städte: Hildesheim und München — München besonders —, obwohl er dort seinerzeit beim Bierrummel auf dem Oktoberfest einen Maßkrug an den Kopf bekam und merklich ramponiert in die Chirurgische Klinik eingeliefert wurde.

„Ich habe noch keinen Maßkrug in München an den Kopf bekommen,“ sagte, als er eintrat, Geheimrat Lexer,

seine Bayern entschuldigend. Schicksal! Der Krug mußte diesen gewaltigen Amerikaner aus den Südstaaten Nordamerikas treffen mit den schwarzen provozierenden Blitze schießenden Echsenaugen, der um etliche Kopflängen die Bajuwaren überragte. Um diesen Turm mußte damals die Brandung toben, als der Bier- und Burgfrieden im Keller gebrochen war! —

Ich zeichne weiter. Plötzlich stellt Wolfe seine Augen wieder anders ein: das Direkte, das Dämonische verschwindet, sie dringen in das Geheimnis des Menschendaseins:

„Wir sind die Summe aller Augenblicke unsrer Leben: alles, was unser ist, ist in ihnen. Wir können dies nicht verbergen und verhehlen!“ — Jetzt reißt er ein Fenster auf in die Unendlichkeit. — Nicht lange, — ein zweiter Reporter tritt ein und gibt ihn der Wirklichkeit zurück, diesen Dichter, dessen Werk Sinclair Lewis in seiner Nobelpreisrede eine kolossale Schöpfung voll tiefer Lebenslust genannt hat.

Polizeistrafe

In einer südeuropäischen, sehr katholischen Stadt war ein Toter in der Kirche der Heiligen Anna aufgebahrt. Aber der Tote war nur scheinot und erwachte unter den Klängen der Leichengesänge noch gerade im letzten Augenblick, noch bevor der Sarg geschlossen wurde. Worauf er vor den Augen der entsetzten Gemeinde seine Grabtücher zusammenraffte und unter wilden Verwünschungen die Weihestätte der Heiligen Anna verließ.

Wenige Tage später — der Tote hatte sich gerade wieder in seinem Heim eingerichtet — erhielt er den Besuch der Polizei mit der Aufforderung, einige Peseten Strafe zu zahlen.

Wegen Störung einer religiösen Zeremonie.

Der Herr im Hause

Seine Freunde mußten dem alten *Anatole France* sehr gut zureden, bis er sich entschloß, eine Dame aus Argentinien einzuladen, die mit ihren beiden Söhnen eigens die Reise nach Paris unternommen hatte, um den von ihr vergötterten Meister zu sehen.

„Ich verspreche mir nicht viel von solchen Bekanntschaften“, lehnte er zuerst ab. „Vor allem: Wie alt ist diese Verehrerin?“ Man sagte ihm, sie sei wohl schon gesetzteren Alters, da ihre beiden Söhne erwachsen seien. „Das ist nicht der Jahrgang, für den ich schwärme“, brummte er. „Wenn die jungen Söhne wenigstens Töchter wären und man mir versichern könnte, daß sie hübsch sind!“

Indessen gab man ihm zu bedenken, daß die Dame ein kleines Vermögen geopfert habe, um seine Bücher in Südamerika zu verbreiten, daß sie alle seine Bilder und sämtliche seltenen Erstausgaben seiner Werke in ihrer Bibliothek vereinigt habe. Sie hatte die Begeisterung so weit getrieben, ein altes Büchergestell aus der ehemaligen väterlichen Buchhandlung des großen Skeptikers zu erwerben.

„Aber,“ wehrte Anatole France beharrlich ab, „Ihr stellt Euch das so leicht vor. Als ob ich mir einfach Damenbesuch einladen könnte. Was sagt dazu Josephine, mein Hausdrache? Sie ist ohnehin seit ein paar Tagen in der knurrigsten Laune. Sie wird erklären, daß kein Stück Zucker im Hause sei, um den Gästen Tee anzubieten, daß ich die Tischwäsche und das Geschirr versetzt hätte, der Kochherd wird nicht ziehen und der Gaskocher gerade dringend reparaturbedürftig sein. Nein, liebe Freunde, so einfach ist das alles nicht.“

„Aber,“ meinte er schließlich, „ich habe einen Plan, vielleicht kann man

es so machen: Sie, mein lieber Brousson," wendete er sich an seinen Sekretär, „haben diplomatisches Genie. Reden Sie mit Josephine. Sagen Sie ihr, eine Aristokratin aus fernen Weltteilen habe in ihrem Palais rühmen hören, daß Josephine, die Haushälterin von Anatole France, die unvergleichlichste Königin französischer Bewirtungskunst sei. Niemand in ganz Paris könne einen Tisch so decken, wie diese Josephine in der Villa Saïd, Alt-England schwärme von dem Duft ihres Tees, von der ambrosischen Süße ihres Gebäcks, und darum ist sie eigens über das Weltmeer gekommen, um diese Josephine kennen zu lernen und ihr ihre Söhne vorzustellen. Daraus soll nun leider nichts werden. Denn der Alte ist wieder einmal unausstehlich. Er behauptet, daß ihm diese Einladung viel zuviel Umstände mache. Außerdem sei nichts im Hause, es fehle an Tafelgetüch und Geschirr, nicht zu sprechen vom Silberbesteck, auch machten Sie gar nicht gern Tee und seien nicht in der Laune, Fremde zu empfangen.“

Josephine bekam einen Wutanfall. Sie warf sich ihren Mantel um, und eine Stunde später war das Speisezimmer in eine Hochzeitskapelle voller Blumen und Kerzen verwandelt, und in der Küche schmorte und britzelte es in allen Pfannen und Töpfen.

„Tja,“ strich sich Anatole seinen grauen Bart, „die Kunst, Herr im Hause zu sein, will eben gelernt sein. Man ist nie mehr Herr, als wenn man den Frauen den Glauben läßt, daß sie zu bestimmen haben.“

Übrigens war die ganze Einladung schließlich doch ein Hereinfall. Denn die Argentinierin war, wie sich schnell herausstellte, nur gekommen, um die ketzerische Seele des armen Anatole France vor der drohenden Verdammnis zu retten.



Alfred Kubin Zeichnung von Rudolf Großmann

Cézanneworte

Man behandle die Natur gemäß dem Zylinder, der Kugel und dem Kegel und bringe das Ganze in die richtige Perspektive, so daß jede Seite eines Objektes, einer Fläche, nach einem Mittelpunkt führt.

*

Nach der Natur zu malen, heißt: den Charakter des Gegenstandes betonen. Malen heißt nicht: das Motiv sklavisch kopieren. Es heißt vielmehr: eine Harmonie zwischen den vielen Farbtönen finden, also sie in einer eigenen und persönlichen Farbenskala zusammenfassen.

*

Ich halte die *jungen* Maler für viel klüger als die anderen. Die Alten können in mir nichts anderes als einen unheilvollen Konkurrenten sehen.

(Aus Briefen)

DORFGESPRÄCHE

Gebirgsdorf:

----- er isch go Gras itue -----
----- Urbild bodenständiger Gesundheit -----
----- Der Stier ist wohl wild? -----
----- Du dumme Chaib, warum häscht nid meh verlangt? -----
----- üsen Fläck kalbet, mer müend de Viehdokter hole -----
----- Chunsch mit id Beiz, mer wänd na es Bierli go neh -----
----- Bitte sagen Sie, wie ich komme directly auf die höchste Berg? -----
----- dee chönnt i dänn scho ungsplitzt in Bode ie schlah! -----
----- Kommen die Gemsen bis ins Dorf? — ja, aber erscht wänns gnueg
Frändi da hät. -----
----- Leg schnäll d' Tracht a -----
----- Fließend Kalt- und Warmwasser? — Nei, aber e
Terrasse mit prima Ussicht. -----
da müend-er gradus d' Straß abe bis zue säbem Huus und dänn linggs
ufe. -----
----- Schon drei Tage hier und noch keen Alpenjlühen jesehen -----

Olympisches Dorf:

----- Drei-Medailen-Mann alles als selbstverständlich hingenommen -----
----- übertrainiert -----
----- Kiefer-Wende nicht auszunutzen verstanden -----
----- natürlich Beinschlag forciert -----
----- keinen Begriff vom wahren Amateurismus gemacht -----
----- all correct -----
----- Koordination ----- nur durch absolute Konzentration, durch
geistige Kontrolle über den Körper -----
----- beim Start Franz Miller ausgeschmiert -----
----- 1000 meters against time -----
----- Quelle idée, un village interdit aux femmes -----
----- verliebt in Jesse Owens? -----
----- incroyable ce phénomène noir -----
----- müßte suspendiert werden -----
----- ist die Frage ob Fehlstart oder in den Schuß gefallen -----
----- eh bien on s'amuse -----
----- mit ihrem „butterfly“-Stil ernste Konkurrenz für Japan -----
----- war jedenfalls seine Form überzeugend -----
----- stärker gesiebt werden -----
----- erst zweimal in der Nationalelf gewesen -----
----- mais qu'ils sont pointilleux ces juges -----
----- combattere e vincere per Duce -----
----- mit Rückenwind kann ich's auch ----- P. L.

Heiratet man seinen Typ?

Als ich ein kleines Mädchen von fünf Jahren war, sah ich den Gipfel der Vollkommenheit in meines Vaters Freund, „Onkel Kurt“, dessen Taschen heißersehnte, mir noch nicht zum Gebrauch gestattete Gegenstände bargen, und auf dessen breiten Schultern ich durch Haus und Garten ritt. Bei seinem Anblick jauchzte ich, und ein strafender Klaps von ihm konnte mich in die tiefste Verzweiflung stürzen.

Mit 14 Jahren lernte ich auf einem Tanzstundenball meinen Freund Hans kennen, der schon Student, also einige Jahre älter war als ich. Er hatte graue Augen und schwarzes Haar, das lang und glatt zurückgekämmt und das schmale Gesicht noch schmaler und bleicher erscheinen ließ, als die Natur es geschaffen hatte. Er war ein glänzender Tänzer und schilderte sein Studentenleben in den glühendsten und verlockendsten Farben. Er studierte Jura, und diese Wissenschaft schien mir das einzige zu sein, um dessentwillen es sich überhaupt lohnte, zu leben.

Als ich 18 war, hatte er lange, schmale Hände, unter denen mein mir damals ach so schwer erscheinendes Leben ruhig und glatt wurde. Hände, die ein Leben formen, nach denen ich am Tage Ausschau hielt, und von denen ich des Nachts träumte. Er war Maler und Musiker, und wenn seine Hände über die Tasten des Flügels glitten, dann stand die Zeit still vor unaussprechlichem Glück.

Als ich 21 war, begegnete ich einem Mann mit grauen Schläfen, scharfen Gesichtszügen und klugen, ruhigen Augen. Er hatte die Welt gesehen. Eine kurze Strecke war unser Weg der gleiche. Wir machten lange Spaziergänge, streiften zu Pferde oder in seinem grauen Roadster durch das Leben, im Sturm und im Sonnenschein. Er lehrte mich, die Dinge zu sehen. Wir sprachen über den Sinn des

Lebens, und manches verstand ich, vieles nicht. Aber ich verstand genau, daß er mich liebte. Eines Tages küßte er mich, und am nächsten Morgen reiste er ab, um dem nicht mehr haltbaren Zustand ein Ende zu machen.

Mit 23 Jahren begann ich über meinen „Typ“ nachzudenken, und es entstand das Bild eines Mannes mit den breiten Schultern von Onkel Kurt, mit den grauen Augen von Hans, den langen, schmalen, schaffenden Händen des Künstlers, den scharfen Gesichtszügen des Weltenbummlers, eines Mannes, dessen ruhige Heiterkeit nur noch von seinem Ernst übertroffen wird, eines Mannes mit dem Körper eines Sportlers und dem Kopf eines Gelehrten. Ich wartete auf den Tag, an dem er mir in einem grauen Roadster begegnen würde, und ich war bereit, ihm überallhin zu folgen.

Ich suchte und wartete lange. Dann kam ich zu dem Ergebnis, daß der Typ ein Gebilde der Phantasie, ein Wunschtraum ist, der im wirklichen, bewußten Leben niemals existieren kann!

Inzwischen habe ich geheiratet. Ich liebe meinen Mann und bin sehr glücklich. Als ich ihn kennenlernte, mußte ich ihm gestehen, daß er eigentlich gerade das Gegenteil meines Typs sei. Er setzte mir auseinander, daß auch ich nicht seiner sei, und aus dieser negativen Feststellung hat sich dann das weitere ergeben.

Komisch, heut ist er mein Typ.

Gretel Walter

Der Querschnitt
kostet im Abonnement
statt 1.— M. nur 85 Pf.

Zum Abonnieren verwende man die vorgedruckte Karte am Anfang des Heftes.

Biennale-Querschnitt. Alle zwei Jahre kann man in Venedig einen Überblick über das gesamte internationale Kunstschaffen gewinnen. Auf der Biennale vereinigen sich seit 40 Jahren alle Länder, um dort das augenblickliche Stadium ihrer bildenden Künste zu zeigen.

Trotz des internationalen Charakters ist jedoch die italienische Abteilung zahlenmäßig und künstlerisch bei weitem am bedeutungsvollsten. Von den 1263 Künstlern, die 3600 Werke zeigen, sind in diesem Jahre allein 748 Italiener und 515 Ausländer.

Es ist besonders auffallend, wie stark in dieser Ausstellung das Naturgefühl in der italienischen Kunst zu neuem Leben erwacht ist. Die klassische Tradition, die in diesem Lande immer latent vorhanden bleibt und jedem Bilde seine besondere Note verleiht, gibt nicht mehr allein den Ton an. Die Liebe zum Detail, die scharfe Beobachtung aller Wesen und aller Dinge bilden heute ein wesentliches Moment in der Gestaltung der meisten italienischen Künstler. Selbst Gino Severini und Carlo Carrà, die neben Marinetti zu den Begründern des Futurismus zählen, sind heute leidenschaftliche Bekenner des Gegenständlichen geworden und zeigen in besonderen Sälen ihr jüngstes Schaffen.

Gerade diese Verbindung von klassischer Tradition und neuer Naturverbundenheit bildet eine besonders günstige Grundlage für die Entwicklung eines neuen monumentalen Stils. Dies zeigt sich vor allem in dem Wettbewerb junger und bisher unbekannter italienischer Künstler, dessen überaus erfreuliche Ergebnisse — Fresken und Skulpturen — in einem besonderen Raume gezeigt werden. Fast alle diese Künstler haben das 25. Lebensjahr noch nicht erreicht, und der Traum, eine große Fläche füllen oder eine monumentale Statue schaffen zu dürfen, geht ihnen durch die verständnisvolle Hilfe des Staates so früh in Erfüllung, daß ihre gestalterischen Kräfte schon frühzeitig zum Ausdruck kommen.

Die italienische Regierung weiß sich überhaupt mit erstaunlicher Geschicklichkeit aller Avant-Gardeströmungen zu bedienen. Die Futuristen, die bereits vor 27 Jahren mit dem Kriegsruf: „Guerra sola igiene del mondo“ (der Krieg allein kann nur die Welt kurieren) ihre umstürzlerische Kunstbewegung einleiteten, bilden heute eine vom Staat nicht nur anerkannte, sondern sogar lebhaft geförderte Gruppe, die von Mussolini persönlich eingeladen worden ist, die offiziellen Schlachtenbilder auf dem abessinischen Kriegsschauplatz zu malen. Diese Werke haben nichts mit der überkommenen Historienmalerei gemeinsam, zeigen keine sentimental oder heroischen Details, sondern versuchen, die aufregende Vielfalt moderner Kampfmethoden, die Wucht der schweren Artillerie, die Eleganz der Flugzeuge und die Arbeit der Pioniere im Straßenbau künstlerisch auszudeuten.

Neben dem italienischen Ausstellungspalast im Giardino Pubblico gegenüber dem Lido haben die großen Nationen ihre eigenen Pavillons, in denen meist nur eine beschränkte und den Durchschnitt nicht überragende Auswahl des plastischen, malerischen und graphischen Schaffens gezeigt werden. Nur die Franzosen sind über den Rahmen einer reinen Gegenwartsausstellung hinausgegangen, indem sie eine geschmackvolle Gedächtnisausstellung für Edgar Degas veranstalteten.

Deutschland ist mit seinen 14 Malern und 6 Bildhauern keineswegs ausreichend vertreten. Unter den 59 ausgestellten Bildern sind je sieben von Leo v. König und von Ludwig Dettmann, beides Künstler, die bei aller Qualität für das moderne Deutschland durchaus nicht bezeichnend sind. Die einzigen aner kennenswerten Vertreter der jüngeren Generation sind Jean Paul Schmitz mit seiner zarten und kultivierten Malerei und Graf Merveldt mit einem Bilde voll männlicher Kraft und monumentaler Größe.

Nach der schönen und konzentrierten Schau, welche die Schweiz auf der letzten Biennale 1934 mit einer retrospektiven Ausstellung der Werke Amiets und Hallers gezeigt hatte, wirkt die diesjährige Ausstellung dünn und systemlos. Das Komitee hat es für richtig gehalten, diesmal jüngere Künstler zu Worte kommen zu lassen, die aus den drei verschiedenen Sprachgebieten des Landes ausgewählt wurden.

Keine der ausstellenden Nationen hat überhaupt daran gedacht, die Frage zu erörtern, wie weit das Staffeldbild heute noch Alleinberechtigung hat, und ob es nicht in absehbarer Zeit vom Wandbild, Fresko oder Mosaik abgelöst werden wird. Nur ein Staat hat sich über dieses Problem Rechenschaft gegeben und stellt die Frage innerhalb seiner Ausstellung: Italien.

Fritz Neugaß

Zoppoter Waldoper. Voller Erfolg war den „Rienzi“- und „Parsifal“-Aufführungen im „Heiligen Waldtempel“ Zoppots beschieden. Auch die Festkonzerte unter der Leitung der beiden Dirigenten der Opern, Staatskapellmeister *Robert Heger* (Berlin) und Staatskapellmeister *Karl Tutein* (München), hatten starke Wirkungen. Generalintendant *Hermann Merz* schuf mit seiner Gattin, der Bühnenbildnerin *Etta Merz*, wundervoll durchdachte und künstlerisch vollendete Bilder auf der 100 m breiten und tiefen Bühne. Das Wagnis der Gegenüberstellung des Jugendwerkes „Rienzi“, des Revolutionsdramas mit Anklängen zeitgebundener Musik, und die Durchführung des Bühnenweihefestspiels „Parsifal“ mit der meisterlichen Musik des letzten Werkes Wagners, ist hervorragend gelungen. Das dramatische Geschehen der hin- und herwogenden Volksmenge vor der Laterankirche und im Innenhof des Capitols sowie der eindrucksvolle Auszug und die siegreiche Heimkehr nach der Schlacht, mit dem jugendlich heroischen Schwung der Schlachtlieder, kamen durch den kraftvollen Chor von 500 Sängern zu schöner Gestaltung. Im Menschheitsgeschehen des reinen Toren Parsifal war es die hoch in den Himmel strebende Gralsburg, vor allem aber die dem Walde angepaßten Aufzüge, wie die Karfreitagsaue und Klingsors Zaubergarten, die unvergeßliche Eindrücke hinterließen. Im „Rienzi“ ragte Kammersänger *Gotthelf Pistor* als römischer Volkstribun und der Adriano der Kammersängerin *Margarete Arndt-Ober* hervor. Die Führer der beiden feindlichen Adelsgeschlechter, den Stefano Colonna gestaltete wie im vergangenen Jahr Kammersänger *Sven Nilsson* (Staatsoper Dresden), das Haupt der Familie Orsini wußte *Viktor Hospach* (Staatsoper Wiesbaden) dramatisch bewegt und musikalisch klangschön wiederzugeben. Der päpstliche Legat Raimondo, den Kammersänger *Adolf Schöpflin* (Staatsoper Karlsruhe) übernommen hatte, entfaltete als geistvoller Vertreter der Kirche in Haltung und Ton eine ausgezeichnete darstellerische Leistung. Im „Parsifal“ schuf *Dr. Julius Pölzer* (Staatsoper München) einen lebenswahren Toren, den bei den letzten Aufführungen *Carl Hartmann* (Staatsoper München) wirkungsvoll sang. Die Kundry der Kammersängerin *Inger Karén* (Staatsoper Dresden und Festspielhaus Bayreuth) war eine Meisterleistung in musikalischer und darstellerischer Hinsicht, der sich auch die Kundry der *Göta Ljungberg* (Metropolitan Opera New York) würdig anreihete. Das Dämonische des Zauberers betonte *Adolf Schöpflin* (Karlsruhe).

Alles in allem: Eine erstklassige Besetzung und eine glänzende musikalische Gestaltung hat die wachsende Bedeutung der „Reichswichtigen Festspiele“ im abgetrennten Gebiet nur stärker offenbart. Deutsche Kunst im Waldtempel Zoppots wird zu hoher Weihe, zu göttlichem Dienst an der Menschheit.

Carl Lange.

Vom Kunstmarkt. In M ü n c h e n waren in dem neueröffneten Auktionshaus Adolf Weinmüller die Ende Juni erzielten Preise für Plastiken aus verschiedenen Epochen bemerkenswert. Es ging um — in bezug auf Qualität und Erhaltung — erstklassige Arbeiten. Ein kleiner, wahrscheinlich von einem Schüler des Phidias stammender Athenakopf aus pentelischem Marmor brachte 1725 Reichsmark, eine mittelrheinische Madonna mit Kind aus Lindenholz 1700 Reichsmark, eine florentiner Terrakotta des jugendlichen Johannes des Täufers 7500 Reichsmark und eine „Maria mit Kind“ als vermutlich eigenhändiges Werk Tilman Riemenschneiders stieg sogar auf 12 000 Reichsmark.

Auf dem ausländischen Markt dominierte die Versteigerung graphischer Blätter durch Gutekunst und Klipstein in B e r n und später die Auflösung der berühmten Sammlung Henry Oppenheimer durch Christies in L o n d o n, die mit hohen Preisen für die allerdings einzigartigen Handzeichnungen dieser Sammlung sensationell wirkte. In Bern standen Blätter von Dürer, Rembrandt, Schongauer, Lucas van Leyden und Goya im

Mittelpunkt des Interesses. Innerhalb des reichen Dürer-Angebots stieg ein in braunem Ton gehaltener Frühdruck von „Ritter, Tod und Teufel“ auf 12 000 Franken. Die „Melancholie“ brachte 1850 Franken, das „Wappen mit dem Hahn“ 810 Franken, die „Heilige Sippe unter dem Baum“ 820 Franken, der „St. Hubertus“ 950 Franken, das Bildnis Ulrich Varnbühler 1000 Franken, die „Jungfrau mit dem Kind am Brunnen“ 1100 Franken und die „Marter der heil. Katharina“ 1050 Franken. Unter den Blättern von Rembrandt kam ein großartiger Abzug seines lehrenden Christus (meist „La petite Tombe“ genannt!) mit 10 500 Franken dem Preis für Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ am nächsten. Ein Frühdruck des „Hundertguldenblattes“ vor Überarbeitung der Platte wurde dagegen nur mit 2600 Franken bewertet. 950 Franken wurden für den nur in 30 Exemplaren bekannten „Schmerzensmann“ von Martin Schongauer angelegt. Der seltene Holzschnitt „Sündenfall“ von Lucas van Leyden brachte 650 Franken und eine Folge von 80 Blättern der zweiten Ausgabe von Goyas „Caprichos“ stieg auf 1050 Franken. Außerdem wurden Aquarelle, Handzeichnungen und graphische Arbeiten von Künstlern des 19. Jahrhunderts angeboten. Unter den erzielten Preisen sind die 2000 Franken für eine Sepiazeichnung von Manet, 600 Franken für eine Bleistiftzeichnung von Daumier, 640 Franken für eine Lithographie von Forain, 400 Franken für eine Radierung von Corot und 2000 Franken für ein Aquarell von van Gogh hervorzuheben.

Die Versteigerung der Sammlung Oppenheimer in London erstreckte sich über 14 Tage und schloß mit einem Gesamtergebnis von 142 000 Pfund. Neben den berühmten Handzeichnungen alter Meister wurden auch Medaillen und Münzen, Bücher, Gemälde und kunstgewerbliche Gegenstände versteigert. Die Zeichnungen allein brachten 92 000 Pfund. Interessant war dabei die Feststellung, daß die unverhältnismäßig hohen Erwerbskosten dennoch weit überschritten wurden. Einen Rekordpreis brachte die Silberstiftzeichnung eines päpstlichen Legaten von Jean Fouquet mit 10 200 Guineas. Es ist überhaupt der höchste, für eine Zeichnung bezahlte Preis, der gegenwärtig noch höher zu bewerten ist als der bisher höchste Preis, der mit 10 000 Guineas für Rembrandts Bildniszeichnung seines Freundes Moritz Huygens 1921 in London bei der Holford-Auktion angelegt wurde. Als weitere bemerkenswerte Preise sind hervorzuheben: 4100 Guineas für eine Silberstiftzeichnung „Reiter auf bäumendem Pferd“ von Leonardo, 3400 Guineas für die Zeichnung eines Torsos von Michelangelo, 1050 Guineas für ein Frauenbildnis von Luini, 1800 Guineas für eine Studie von Pisanello, 1050 Guineas für ein Bauernhaus in schwarzer Kreide von Rubens, 2300 Guineas für eine Madonna von Dürer, 1450 Guineas für einen Tantalus von Hans Holbein, 370 Guineas für eine kleine Gewandstudie von Grünewald und 500 Guineas für eine Pinselzeichnung von Goya. Oppenheimer selbst hatte für alle Handzeichnungen rund 45 000 Pfund Sterling angelegt.

O. Brattskowen

Anmerkung zum Tanz der Menaka-Gruppe. Mit diesen Indern verglichen, wirken noch die geschmeidigsten Tänzer des Okzidents wie Holzfiguren. Selbst wenn sie scheinbar unbeweglich dastehen, so genügt ein Rühren des kleinen Fingers, um den ganzen Körper in Schwingungen zu bringen. Fast immer berührt die volle Sohle den Boden, und dennoch schweben sie mehr als die Spitzentänzer. Es waren ekstatische Opfertänze, deren Zauber von den Instrumenten der Schlangenbeschwörer unterstrichen wurde — und trotzdem nicht ohne Witz. Andächtig wie ihre Landsleute auf der Bühne trinken in der Pause einige braunleuchtige Gestalten deutsches Bier mit eben derselben unfaßbaren Selbstverständlichkeit. E. F.

„Konzerte junger Künstler.“ Bei freiem Eintritt wird im Laufe des Winters im Meistersaal in Berlin wöchentlich ein „Konzert junger Künstler“ gegeben werden, in dem jedesmal dazu begabte Musiker des Nachwuchses sich vorstellen werden. Die Konzerte werden von der Reichsmusikkammer gemeinsam mit dem deutschen Gemeindetag veranstaltet.

BÜCHERQUERSCHNITT

Gerhard Schumann: *Wir aber sind das Korn.* Gedichte. A. Langen - G. Müller-Verlag, München. (RM. 3.50.) Die neue Lyrik ruft von den Bergen, laut hallend, Echo fordernd. Fanale leuchten durch die Nacht — und es geht meist sehr stürmisch und laut zu in jenem Bezirk der Dichtung, der eigentlich in seiner kraftschenkenden Stille dem Herzen des Menschen vorbehalten sein sollte. Schumann gehört auch zu den jungen „Rufern“. Aber in seinen Gedichten brennt zuweilen jenes innere Feuer, das den oft gebrauchten „Gluten“ und „sausenden Unendlichkeiten“ zu einer echten Erleuchtung von innen verhilft. Einige Male ist das sogar jenseits alles bloß „Ästhetischen“ zu einer beschwörenden Kraft des Aufrufs verdichtet. Hierfür hat er den deutschen Staatspreis erhalten.

PETER LI

Hanns Johst: *Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt.* Albert Langen/Georg Müller, München. (Geb. RM. 2.50.) Wenn Johst auf dieser sommerlichen Nordlandreise einmal „ausspannen“ wollte, so ist ihm — das Gegenteil gelungen: leidenschaftlich angespanntes Erleben! Ein Dichter hat Ferien gemacht, aber nicht — vom Ich! Und daher mag es kommen, daß der Leser nicht geruhsam mitreist, sondern „romantisch“ mitgerissen wird: hinein in einen beschwingten Wirbel aus Wirklichkeit und Sehnsucht.

HEINZ LUEDECKE

Gerhart Hauptmann: *Im Wirbel der Berufung.* Roman. S. Fischer - Verlag, Berlin. Über dieses Buch möchte man ebensoviel sagen wie die Zeitgenossen Goethes sagen mußten, als der Wilhelm Meister erschienen war. Denn hier handelt es sich um einen jener großen Glücksfälle, wo ein zur Klarheit und Reife des Alters gelangter Dichter die wunderbare Versunkenheit seiner ersten Aufbruchsjahre zum Gegenstand einer neuen Dichtung macht. Jenseits aller Reflexion wird hier die Leidenschaft der eigenen Jugend rückwärts neu gedeutet und in einen großen Zusammenhang gerückt, in dem merkwürdigerweise das Theater und hier wieder ganz besonders der Hamlet Shakespeares eine stellvertretende Gestaltungsgewalt, Sinnbild und Leben in einem, erringt. Ganze Bibliotheken moderner

Roman-Machwerke verschwinden vor dem Reichtum dieser Dichtung, dieses Lebens, dieser Erkenntnisse, aber auch dieser vollendeten Beherrschung des Handwerklichen. Wir möchten diesem Buch eine ganz große Wirkung prophezeien, wenn auch vielleicht erst bei der Gedenkfeier des 200. Geburtstages seines Dichters. Manche Dinge brauchen eben ihre Zeit.

ARNOLD LITTMANN

Elfriede Brüning: *Junges Herz muß wandern.* Roman. Schützen-Verlag, Berlin. (Geb. RM. 4.50.) Man glaubt dem Herzen der „Heldin“ nicht, daß es wirklich wandern muß; man hat den Eindruck, als habe die Verfasserin es lediglich deshalb auf die Wanderung geschickt, um einen Schuß dramatische Bewegung in ihren „allzu leicht befundenen“ Sommerroman hineinzumixen. Nette Unterhaltungsbücher sind sehr erwünscht, — aber ganz ohne psychologische Bemühungen geht es auch auf diesem Gebiete nicht.

HEINZ LUEDECKE

Georg Vasel: *Flammen in der Wüste.* Ullstein Verlag, Berlin. (Geb. RM. 4.—.) Ein ehrliches Buch ohne falsches Pathos, ohne Geklimper auf der Sentimentalitätsorgel. So waren die Dinge — basta. Ein sympathischer Kerl, dieser Georg Vasel. Sehr gut dargestellt die einzelnen Etappen in der Vorbereitung einer Fluglinie quer durch China. Ganz besonders gelungen aber die Vertiefung in die Führer- und Volkspsyche und die Darstellung der politischen Geschehnisse in diesem geheimnisvollen Lande.

HERBERT E. VAN MEETEREN

Bernhard Blume: *Im Wirtshaus zum roten Husaren.* Roman. Schützen-Verlag, Berlin. (Geb. RM. 4.80.) Dieser „Roman“ — ist eine Novelle, eine packende, mit Spannung und Handlung geladene, dichterisch verdichtete Novelle. Der lückenlose Aufbau und die dynamische Sprache erinnern an Kleists unsterblichen „Michael Kohlhaas“. Und gleich seinem großen Vorbilde verlangt dieses mit glänzender Technik geschriebene Abenteuerbuch geradezu nach einer ebenbürtigen Verfilmung.

HEINZ LUEDECKE

Prof. E. Pfohl: *Autosprachbuch für Auslandsfahrer.* Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. (RM. 4.80.) Nehmen wir mal an, Sie fahren im Ausland mit Ihrem Wagen gegen einen Baum. Der Schaden ist nicht groß. Er kann durch den nächsten dörflichen Autoschlosser behoben werden. Sie wollen ihm sagen, daß Ihrer Ansicht nach nichts weiter nötig ist, als die Steuerung in Ordnung zu bringen, weil der Lenkspurhebel gebrochen ist. Sagen Sie das mal auf italienisch. Sie können es nicht. Das hat sich Prof. Pfohl gedacht, als er dieses Buch schrieb. Es ist eine kleine Fibel geworden, mit deren Hilfe man nicht nur die erfreuliche Feststellung treffen kann, was einem alles mit einem Wagen passieren kann, sondern zugleich noch, wie alle möglichen Defekte auf englisch, französisch und italienisch heißen. In diesen Sprachen klingen übrigens die gefährlichen Sachen so sanft und elegant, daß es eine wahre Freude ist, in den schwierigsten Defekten zu blättern. Wo aber könnte man sich sonst ein derartiges nutzbringendes Vergnügen so schnell und auf so amüsante Weise verschaffen?

PETER LI

Martin Hürlimann: *Bilder aus Berlin, Potsdam und Umgebung.* Atlantis-Verlag, Berlin. (Geb. RM. 1.—.) Der Bildermann Martin Hürlimann braucht nur seine unübertreffliche Fotosammlung neu zu ordnen und schon wachsen ihm die Bilderbücher, Vorbildliche und klug belichtete, unter den Händen hervor. Hier ist wieder so eins.

PETER LI

Jerome K. Jerome: *Der Nebel steigt.* Ludwig-Nath-Verlag, Wien-Leipzig. (RM. 3.—.) Es beginnt strindberghaft und schließt jeromisch. „Rückblickend fällt es leicht, die Kämpfe der Jugend vom humoristischen Standpunkt aus zu betrachten“ heißt es auf Seite 86. Den inhaltlichen Teil dieser interessanten Selbstbiographie bildet also der Kampf der Jugend mit dem brutalen Dasein, den genußreichen Teil die befriedigende Leichtigkeit, mit der das Alter ihn rückblickend gestaltet. Eine Quellenkunde des Jeromeschen Humors. Zum Abgucken für seine Kollegen: der Konjunktiv als Mittel der komischen Wirkung.

WERNER FINCK

Daniele Varé: *„Der Schneider himmlischer Hosen“.* Paul Zsolnay-Verlag. (Geb. RM. 5.60.) Er hat sie wirklich aus den Wolken geschnitten, die unaussprechlichen, sozusagen sommerlichen Hosen, die hier in einer bunten Szenenfolge präsentiert werden. Aber warum sollen wir uns nicht einmal an reizenden Luftgebilden erfreuen, besonders dann, wenn ein gescheites Herz diese in vielen lebenswürdigen Gestalten aufmarschieren läßt. Das Mädchen Kuniang, unerschrocken und zart, die dämonische Elisalex, der Autor selbst, „die fünf Tugenden“ dienstbare Chinesen, die den Tempel inniger Verliebtheit in Peking beherrschen. Idylle und Kolportage leben friedlich nebeneinander. Doch der ausgeglichene Geschmack eines kultivierten Engländers macht alles genießbar. Was er aus einem Stück Menschenkenntnis herausschneidet und zusammenflickt, das sitzt.

ILSE MOLZAHN

Henning Haslund-Christensen:

Zajagan. Menschen und Götter in der Mongolei. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart-Berlin-Leipzig. (Leinen RM. 8.50.) „Ein blonder, blauäugiger, schlanker junger Mann, mit leichten, doch festen Schritten...“, so schildert Sven Hedins Vorwort den Verfasser. Und mit diesen leichten, doch festen Schritten erobert der junge Expeditionsteilnehmer Menschen und Götter in der Mongolei. Hutuktus, Khane, Gurtumen — von der Gottheit Damtjan besessene Lamas — sie alle besucht Haslund und bringt wertvolle Kulturdokumente nach Hause. Besonders reizvoll die allerliebste Vorrede der Prinzessin von Torgut.

HELMUT BURKERT

Meistverkaufte Bücher

Juli 1936

Möller, Das Frankfurter Würfelspiel
 Reck-Malleczewen, Sophie Dorothee
 Ehmer, Um den Gipfel der Welt
 Knittel, El Hakim
 Krieger, Hinter Genf steht Europa
 Nadler und Srbik, Österreich, Erbe und
 Sendung im deutschen Raum
 Ettighoffer, Verdun
 Dohm, Skagerrak
 Gibbs, Zwischen ja und nein
 Fallada, Altes Herz geht auf die Reise
 Böttcher, Krach im Hinterhaus
 Holm, Mehr Glück als Verstand

Juliet Bredon: *Hundert Altäre.* Paul Zsolnay-Verlag, Berlin—Wien—Leipzig. 1936. (Geb. RM. 6.20.) Der Roman eines chinesischen Dorfes und mehr als nur Erzeugnis einer durch die Buck eingeleiteten literarischen Chinamode. Hier geht wirklich das Jahr über fremdes Land. Hier sind Partien von fast schmerzlicher Schönheit. Hier ist die Einfalt und das Raffinement des alten Volkes in einem großen und bezwingenden Zuge gestaltet. Hier werden mit behutsamer Hand Rätsel um Rätsel von dem uns zuweilen noch unheimlichen Gesicht chinesischer Menschen genommen. Zurück bleibt Verständnis — fast Liebe.
FRIEDRICH LUFT

Norbert Mayer: *Ungewisses Frankreich.* Verlag H. Hugendubel, München 1936. (RM. 3.80.) Bei aller Anerkennung für die Sorgfalt, mit der der Verfasser die Stellungnahme der bedeutendsten Blätter von links bis rechts, von der Humanité bis zur Action Française, zu den verschiedensten politischen Fragen wiedergibt und kommentiert, müssen wir doch gestehen, daß sein Buch nicht geeignet ist, uns in irgendeiner Hinsicht Gewißheit über das „ungewisse Frankreich“ zu geben. Die Artikel, die er zitiert, sind teils von größter Gehässigkeit gegen Deutschland, teils von dem ehrlichen Bemühen um Verständigung erfüllt. Es sind Artikel von Berufenen und Unberufenen, Artikel, die nur eine akute, andere, die eine grundsätzliche Bedeutung haben. Nur durch eine sehr gründliche Darstellung aller psychologischen Kräfte, die Form und Haltung eines Volkes bestimmt, ist es möglich, dieses Volk zu begreifen und daraus die erforderlichen Konsequenzen zu ziehen.
GERT SOLMS

Paul Fechter: *Sechs Wochen Deutschland.* Bibliographisches Institut A. C.

Leipzig. Es kommt selten vor, daß ein Dichter unter die Baedeker geht. Paul Fechter hat es gewagt. In sein Reisegepäck steckte er alle Sterne, deren er bei Baedeker habhaft werden konnte, und verteilte sie mit der souveränen Kunst eines Kenners der deutschen Landschaft und ihrer Menschen aufs neue. Auf diese Weise ergibt sich eine Fontane-Reise von Berlin und der Mark aus durch ganz Deutschland, das mit jener großen Kunst beschrieben wird, die nur der durch Wissen, Humor und Liebe zu bescheidener Überlegenheit Verpflichtete zu handhaben versteht. Wir dürfen daher diesmal ausnahmsweise einen Superlativ verwenden: es ist das inhaltsreichste, geistvollste und anschaulichste Reisebuch, das in diesem Jahrhundert über Deutschland geschrieben wurde.

ARNOLD LITTMANN

Korfiz Holm: *ich — kleingeschrieben.* Heitere Erlebnisse eines Verlegers. (Langen-Müller-Verlag, München). Korfiz Holm, Verfasser quicklebendiger Romane und einer der ersten Mitarbeiter des Langen-Verlages, verplaudert hier ein nettes Stündchen von den Säuglingsjahren des Verlages, vom München des „Simplizissimus“ und der „Elf Scharfrichter“. Man tritt bei den Berühmtheiten immer gewissermaßen ungebeten durch die Hinterpforte ein, trifft Wedekind in heftigem Zorn, Gulbransson mit dem ominösen Barbarenlachen beim Fasching und Peter Altenberg im Luitpoldcafé bei leisem Flirt. Eine versunkene Bohème mit Gemüt und Charakter wird noch einmal mit reizenden Anekdoten aus den Urnen des Literaturschlafes gehoben von einem jener seltenen Menschen, die wirklich noch einen kräftigen Schlag erzählen können.

WERNER HENSKE

X
Seit ich Kaloderma-
Rasierseife gebrauchte,
tatsächlich keinen Ärger mit dem
Rasieren mehr gehabt.
Muß doch was dran sein
an dem „glyzerinhaltig“!

DIE ALTE FAMILIE!

„Sagen Sie mal — hier in Holstein — da werden die Leute wohl alle sehr alt?“

„Jo, jo dat ward se.“

„Nun, wie alt sind Sie denn?“

„Ick — och ick bünn jo nich oold — ick bin eerst dreeunsöbentig.“

Ja, da können Sie es ja noch zu was bringen —. Sie fühlen sich wohl, noch ganz gesund — was?“

„Dat doh ick woll — bloos hüt nich ganz — ick hebb mi mit mien Vadder verteunt —.“

„Mit Ihrem Vater haben Sie sich erzürnt — ja, mein Gott, wie alt ist denn der?“

„Fivuneenetig.“

„Alle Achtung!“

„Aber wie konnten Sie auch solchen alten Mann erzürnen!“

„Ick harr mien Großvadders Kanbuddel twee-smeeeten.“

„Ihr Großvater! Ja, lebt denn der auch noch! Wie alt ist denn der?“

„Der is letzthin hunnertuntwintig wes.“

„Männeken, das kann nicht angehen.“

„Wenn Se dat nicht gläuben wöllen, dann gehen Se man no de Kirch un fragen Se Pastorn Poogfred — de hett em dofft.“

Leseprobe aus „Krambambuli“
von Peter Purzelbaum

Walter Görlitz: *Kleopatra. Bildnis einer dämonischen Frau.* Sieben Stäbe Verlag, Hamburg. (Geb. RM. 5.50.) Kleopatra aus dem Geschlechte der Ptolemäer, durch Film und Kitschroman zu einer Operettenfigur geworden, wird durch diese ebenso gründliche wie spannende Biographie in ihre geschichtlichen Rechte wiedereingesetzt: in die einer großen politischen Frau. Görlitz vermeidet es, die „schmutzige Wäsche“ der Spätantike zu waschen und gibt statt der Erotik — die Dynamik jenes gewaltigen Zeitalters welthistorischer Gegensätze und Entscheidungen. Sein Buch ist wesentlich besser als der „dämonische“ Untertitel und die „sinnen-trunkene“ Verlagsreklame. (Wir schlagen vor, das schon einmal im fürstlichen Erbegräbnis der Vorkriegszeit bestattete Wort „dämonisch“ für die nächsten zehn Jahre in der Versenkung verschwinden zu lassen!)

HEINZ LUEDECKE

Philipp Metman: *Mythos und Schicksal.*

Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik. Mit 16 Bildtafeln. Bibliographisches Institut AG., Leipzig. (Geb. RM. 4.80.) Jene antiken Göttermythen, aus denen die Astrologie ihre Symbole bezog, werden hier ausgedeutet im Sinne einer modernen Lebensphilosophie. Dieses sehr persönliche Buch, das zu interessanten Ergebnissen kommt in einem eigentümlichen Ineinandergreifen von seelischer Erfahrung und dichterischer Schau, schließt sich mit seiner Bildwelt erst allmählich dem Lesenden auf, wird aber dann um so fruchtbarer, indem es den unerschöpflichen Symbolgehalt der antiken Mythologie zu einer neuen Lebendigkeit verhilft. An der Astrologie wird der „Sinn für Symbolik“ geschätzt, ihre Beispiele aber nur mit Vorbehalt übernommen.

WERNER HENSKKE

Die blaue Blume: *Romantische Zeugnisse.*

Gesammelt und herausgegeben von Willi Koch. Holle & Co.-Verlag, Berlin. (RM. 4.—.) In einigen wohlgefügtten Kapiteln kann hier der Leser einen erfreulich abwechslungsreichen Spazierritt durch die Romantik unternehmen. „Schläft ein Lied in allen Dingen / Die da träumen fort und fort / Und die Welt hebt an zu singen / Triffst du nur das Zauberwort.“ Die Romantik hat von Novalis über Eichendorff, Tieck, Wackenroder bis zu Arnim, Brentano und den Brüdern Grimm in allem das Zauberwort zu treffen versucht. Und überall hebt das Lied an zu singen, das in den Dingen schläft. Menschen, die inmitten der technischen Sensationen der Gegenwart noch ein Plätzchen in Ohr und Herz für die zarteren Sensationen dieses Liedes freigelassen haben, werden in dem schönen Bande ein reiches Notenbuch finden.

ARNOLD LITTMANN

Gerhard Eckert: *Gestaltung eines literarischen Stoffes in Tonfilm und Hörspiel.* Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin. (Brosch. RM. 9.—.) Tonfilm und Hörspiel sind seit ihrer Geburtsstunde ein beliebter Gegenstand berufenen und unberufenen Rasonnierens. Es ist der Vorzug des Eckertschen Buches, daß es den schwankenden Boden ästhetischer Spekulationen nicht betritt, sondern an Hand von reichem, gewissenhaft verarbeitetem Material die Beziehungen der Literatur zu Tonfilm und Hörspiel klärt. Im Verlauf einiger

kluger Abgrenzungen ergeben sich dem Verfasser ein paar fundierte Feststellungen, die eine künftige Dramaturgie nicht übersehen kann. Ein erstmalig hier unternommener Geschichtsabriß von Tonfilm und Hörspiel offenbart die — übrigens oft überschätzten! — Entwicklungsmöglichkeiten dieser noch sehr jungen Formen der Kunstproduktion.

WERNER HENSKE

Meyers Reisebücher: *Erzgebirge, Vogtland, Nordwestböhmen.* Bibliographisches Institut, Leipzig. (Geb. RM. 3.80.) Die vielfarbige Gesamtkarte, die alles Land zwischen Zeitz und Dresden, Lobositz und Asch umfaßt, bietet einen zum Wandern und Verreisen verlockenden Überblick. Der Besitzer von Meyers Reisebüchern kann sich meist den Anruf im nächsten Reisebüro sparen und er muß nicht erst, wenn er sich einen Kurort ausgewählt, einen umständlichen Briefwechsel um Auskunft mit einer verehrlichen Badedirektion inszenieren. Mit dem Meyer in der Hand geht man tagsüber nicht in die Irr, nachtsüber findet man in ein komfortables Bett.

WILMONT HAACKE

Friedrich Heiß: *Das Zeppelinbuch.* Volk und Reich-Verlag, Berlin. (RM. 9.50.) Unser Weltbild ist durch die Fliegerei um eine Dimension erweitert worden. Von oben sieht es alles ganz anders aus. Blättert man in diesem wundervollen Bilderatlas, der die Welt des Luftschiffs mit allen Atmosphären nachmalt, in phantastischen photographischen Aufnahmen, in Karten und Zeichnungen, so bekommt man eine kleine Vorstellung von dem Schrumpfungsprozess, dem die Welt durch Zeppelins Erfindung unterworfen wurde.

PETER LI

Antonio de Fierro Blanco: *Die Reise des Rotkopfs.* Zinnen-Verlag, Leipzig. (Geb. RM. 6.—, 350 S.) Ein Hundertjähriger erzählt die Geschichte einer abenteuerlichen Reise, die er als Zwölfjähriger durch Alt-Mexiko unternommen hat. Weit spannt sich der Bogen über ein langes Leben hinweg zwischen der naiven Kindheitserinnerung und der abgeklärten Weisheit des greisen Erzählers, der bis ins hohe Alter ein ganzer Mann, ein echter Caballero geblieben ist. Der Simplicius Simplicissimus Lateinamerikas hat in Fierro Blanco seinen Grimmlausen gefunden.

BERT ENGEL

Neuererscheinung:

Matthäus Gerster

Melodie des Herzens

120 Seiten in Pappband RM. 2.40,
in Ganzleinen RM. 3.40

Der feinsinnige Stuttgarter Erzähler zeichnet in diesem schön ausgestatteten Novellenband drei warm empfundene Schicksalsbilder. In der kleinen Geschichte von dem verlostem Kuf, die das biedermeierliche Wien mit seiner beschwingten Atmosphäre vorzaubert, erleben wir Franz Schubert und seinen heiteren Freundeskreis, während die Chopin-novelle „Nocturno“ von dem leidenschaftlichen Geist ihres Helden erfüllt ist. Eine tragische Verlektung von Schein und Wirklichkeit, Bühnenzauber und Menschen-schicksal durchweht die große Erzählung „Zerline“ mit ihrem Neben- und Zueinandergehen der Handlung des „Don Giovanni“ und der Wirklichkeit. Sie überträgt die Tragödie des Theaters ins Leben, das den verführerischen Ausklang der Oper nicht kennt, und überrascht durch die neuartige und geistreiche Deutung nicht nur der Figur der kleinen hübschen Bäuerin, sondern des „Don Giovanni“ überhaupt. In schöner, warm empfundener Sprache erzählt Matthäus Gerster die spannungsreichen Schicksale seiner Helden, welche die Seele eines Schubertliedes, den Geist eines Chopinwerkes und die Dramatik der unvergänglichen Mozartoper atmen.

Durch jede Buchhandlung erhältlich

Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm-Donau





Tausend Ideen und Anregungen zur besseren, erfolgreichen Anzeigengestaltung birgt so ein Jahresbestand der einzigen Fachzeitschrift für das gesamte Anzeigenwesen

DIE ANZEIGE

Der kleine Preis von RM 1.50 je Monatsheft ist eine gute Kapitalanlage für jedes Geschäft. Sie wissen, bessere Anzeigen bringen höhere Umsätze. Sie werden das genau so erreichen, wenn Sie ständig einen erfahrenen Berater dafür zur Hand haben. Lassen Sie, wenn Sie noch Zweifel haben sollten, ein Probeheft kommen vom

Storch-Verlag • Reutlingen

Überarbeitet?

Erfolge werden in erster Linie doch nicht durch Anstrengung, sondern durch richtiges Denken hervorgerufen! Die „Genialität“ aller Erfolgsmenschen beruhte fast nur auf solcher Vorbereitung. Eignen Sie sich doch auch die Methoden solcher Männer an! Machen Sie sich frei von den alten Bahnen Ihrer Denk- u. Arbeitsgewohnheiten und wenden Sie vor allem Ihre persönlichen Kräfte rationell an. Sie seufzen dann nicht mehr unter der Last Ihrer Arbeit, sondern gehören zu jenen zielbewußten Menschen, die ihre Arbeit wie einen anregenden Sport betreiben. Das „Wie“ zeigt Ihnen Dr. Großmann, der bekannte deutsche Spezialist für die Vorbereitung persönlicher und beruflicher Erfolge in der neuesten 12. Auflage seines Buches

Sich selbst rationalisieren

(485 S., RM 12.-) Lassen Sie es doch gleich einmal ganz unverbindl. zur Ansicht kommen vom
VERLAG FÜR WIRTSCHAFT U. VERKEHR, FORKEL & Co., STUTTGART, PFIZERSTR. 388

liefert die

Graphische Kunstanstalt

MAX MITTELBACH G. BERT

INH. A. GÖTZ

BERLIN W 57 • BÜLOWSTR. 66
 FERNRUF: B 7 6 1 4 3

Verantwortlich für die Schriftleitung: Edmund Franz v. Gordon, Berlin-Steglitz. — In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung: Dr. Gustav Wall, i. Fa. Buchhandlung und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I. — Schriftleitung u. Anzeigenannahme: Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4, Telefon: G9. (Albrecht) 4434. Verlag: Heinrich Jenne Verlag, Berlin-Steglitz. — Druck: Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt, K.-G., Dessau. Auslieferung: Bibliographisches Institut A. G., Leipzig. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Dr. Heinrich Jenne, Berlin-Halensee. — DA. II. Vj. 36: 16000. — Pl. 5. — Der „Querschnitt“ erscheint einmal im Monat und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt laut Postzeitungsliste. Einzelpreis 1.— RM, bei Jahresbezug (12 Hefte) 10.— RM. Preise für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25% ermäßigt.

Ein Dokument
der Inflation und Korruption

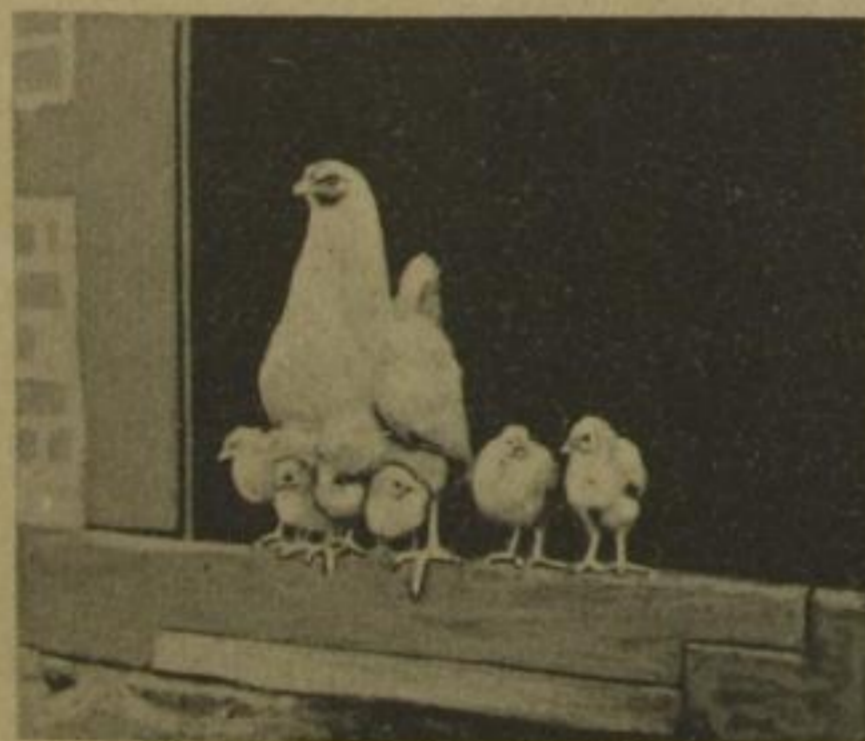
Berliner Bilder

Von Karl Arnold

Kartoniert RM. 1.50

Gegen Voreinsendung des Betrages portofrei

SIMPLICISSIMUS-VERLAG, MÜNCHEN 13



Fotosorgen?

*So etwas haben Sie
doch nicht nötig,*

denn jetzt gibt es einen erstaunlich billigen Fotoberater, den auch Sie sich leisten können. Oder glauben Sie, 25 Pfg. im Monat für Ihren Lieblingssport nicht übrig zu haben? Soviel kostet nämlich gerade ein Heft der fabelhaften Monatsschrift

DIE FOTOWELT,

die Ihnen Anregungen, Neuheitenberichte, Belehrungen und vieles mehr gibt. Ein kostenloses Probeheft wird Ihnen gern gesandt. Fordern Sie es von der

G. Hirth Verlag AG., München 2 NO

dem bekannten deutschen Fotoverlag.

der querschnitt

liefert zur Ergänzung
der Sammlungen:

KUNST

HUMOR

SATIRE

POLITIK

ZEICHNUNGEN

BÜCHERSCHAU

THEATER

FOTOS

1935

Heft 12 „Großstadt bei Nacht“

1936

Heft 1 „Filmheft“

Heft 2 „Faschingsheft“

Heft 3 „Sammlerheft“

Heft 4 „Unfugheft“
(Berlin wie es keiner kennt)

Heft 5 „Junge Mädchen“

Heft 6 „Unsere Eltern“

Heft 7 „Wochenende“
(z. Zt. vergriffen)

HEINRICH JENNE

VERLAG

BERLIN-STEGLITZ

Althoffplatz 4

Heftpreis
1 Mark

Mermann Fein

*Christmann 1911
Z. 80-1291*